

Lebensgeschichten

aus der Linse

Senioren erzählen Jugendlichen



Impressum

| | |
|---------------------------|--|
| Gedruckt | Juni 2014 |
| Herausgeber | Baugenossenschaft Hamburger Wohnen, Försterweg 46, 22525 Hamburg |
| In Kooperation mit | Stadtteilschule Stellingen, Brehmweg 60, 22527 Hamburg |
| 1. Auflage | 400 |
| Autor_innen | Fabienne Helms, Elmira Mohadi, Ahsen-Zeyneb Gezer, Nathaniel Kebede, Beyza Erdur, Bejan Amin, Marvin Wehlen, Kim Carolina Berling, Kira Cheyenne Bünjer, Lena Klemke |
| Betreuende Autorin | Katrin McClean |
| Layout | Art Direction Röwer, Kai D. Röwer |
| Druck | Druckerei WIRmachenDRUCK GmbH, Mühlbachstr. 7, 71522 Backnang |
| Bildnachweise | Farbfotos © Cläre Bordes Schwarz-Weiß Fotos aus dem Privatfundus der Senioren Ausnahmen: Seite 51, Seite 53: Gemeindebrief der Apostelkirche Eimsbüttel, 1977 Seite 45: Geschichtswerkstatt Wilhelmsburg & Hafens Seite 26: Galerie Morgenland, Norbert Noetzel, 1951 Illustration Seite 41: Kai D. Röwer |

Vorwort

In einem Alter, in dem man aus dem beruflichen Alltag ausgestiegen ist, beginnt man, auf sein Leben zurückzublicken. Die eigenen Kinder haben meist selbst schon wieder erwachsene Kinder. Und historische Ereignisse, die man selbst noch miterlebt hat, kennen die Enkel nur aus Geschichtsbüchern. Die stellen Fragen und mit diesen Fragen wecken sie auch die eigene Neugier wieder. Wie war das eigentlich damals genau?

Man sucht nach Fotos, Aufzeichnungen, Tagebüchern. Historische Schätze werden aus ihrer Verbannung in dunklen Kellerecken oder Dachböden befreit, Erinnerungen werden wieder geweckt. Aber ist die persönliche Vergangenheit eigentlich nur für die eigenen Enkel interessant? Was ist zum Beispiel mit den vielen Jugendlichen, die hier in Hamburg Stellingen leben und deren Eltern ganz andere Wurzeln haben? Und wie viele persönliche Erlebnisse stehen in keinem Geschichtsbuch und sind doch zu schade, um vergessen zu werden?

Senioren im Nachbarschaftstreff „Linse“ (Baugenossenschaft Hamburger Wohnen) und Schüler der Stadtteilschule Stellingen waren sich bereits in einem gemeinsamen Puppenspielprojekt begegnet und die Organisatorinnen Simone Zückler, der Leiterin Soziales Management bei der Baugenossenschaft Hamburger Wohnen sowie Cläre Bordes, die Öffentlichkeitsbeauftragte der Stadtteilschule, wollten diese Zusammenarbeit vertiefen. Dank der Anregungen durch den ehemaligen Geschichtslehrer Hans Joachim Kaie und der Deutschlehrerin Ute Köhne entstand die Idee für ein neues und intensiveres Projekt: Schüler schreiben die Geschichten von Senioren auf. Die Autorin Katrin McClean sollte sie dabei unterstützen.

Am Beginn dieser Arbeit führten die Jugendlichen mehrere Interviews durch.

Die Begegnungen zwischen den Senioren im Alter von 66 bis 90 mit den Jugendlichen (17-20) bleiben wohl für alle ein nachhaltiges Erlebnis.

Faszinierende Geschichten zum einen und jugendliche Neugier zum anderen – das sind Geschenke, die sich die beteiligten Generationen gegenseitig machten.

Ein großer Dank geht an die neun jungen Autor_innen, die trotz Abitur-Stress die ungewohnte und anspruchsvolle Arbeit des journalistischen Schreibens gemeistert haben. Diese Reifeprüfung ist schon mal bestanden.

Die grafische Gestaltung durch den Hamburger Art Director Kai D. Röwer gab dem vorliegenden Buch den letzten Schliff.

Die „Lebensgeschichten aus der Linse“ erzählen mit Texten und Bildern aus dem Leben in Hamburg, vom Ende der Dreißiger Jahre bis in die heutige Zeit. Zeitgeschichte spiegelt sich hier in persönlichen Erlebnissen wieder und wird damit nah und nachfühlbar. Es sind Geschichten aus unterschiedlichen Blickwinkeln und geprägt vom jeweiligen Stil der jungen Autor_innen, und es sind alles Geschichten, die das Leben schrieb.

Stellingen, im Juni 2014

Inhalt

Elfriede Stadelmann

| | |
|---|----|
| Fabienne Helms: Der Tag, an dem Pfingsten und Weihnachten zugleich war..... | 10 |
| Fabienne Helms: Der Mann, der in meinen Armen starb..... | 13 |

Jenny Riehm

| | |
|--|----|
| Elmira Mohadi: Das Wiedersehen mit meinem Vater..... | 18 |
|--|----|

Inge Zichel

| | |
|---|----|
| Elmira Mohadi, Ahsen-Zeyneb Gezer: Ein Tag im Oktober 1954..... | 22 |
|---|----|

Günther Bürckel

| | |
|---------------------------------------|----|
| Nathaniel Kebede: Ich im Bunker | 26 |
| Beyza Erdur: Kampnagel..... | 27 |
| Bejan Amin: Über das Altwerden | 30 |

Hans Joachim Kaie

| | |
|---|----|
| Marvin Wehlen: Die behütete Flucht | 34 |
| Auszüge der Original-Tagebücher von Ruth Kaie und Hannelore Kaie 1943 – 1945..... | 36 |
| Marvin Wehlen: Interview mit Hans Joachim Kaie..... | 38 |
| Marvin Wehlen: Eine Fahrradtour mit Hindernissen | 39 |

Kurt Heidelberg

| | |
|--|----|
| Kim Carolina Berling: Die Nacht der Sturmflut..... | 44 |
| Kim Carolina Berling: Lebertran und Kippelkappel | 46 |

Wilfried Germer

| | |
|---|----|
| Kira Cheyenne Bünjer: Meine Jugend in der Kirche..... | 50 |
|---|----|

Jutta Germer

| | |
|---|----|
| Lena Klemke: Eine Luxuslaune der Natur..... | 56 |
|---|----|

Horst Bohn

| | |
|---|----|
| Marvin Wehlen: Herr Bohn und seine Sommerreise in einer kalten Welt | 60 |
|---|----|



Elfriede Stadelmann

Aufgezeichnet von Fabienne Helms

Geboren am: 06.07.1924
Geboren in: Hamburg-Eimsbüttel
Beruf: Kinderpflegerin



Der Tag, an dem Pfingsten und Weihnachten zugleich war

Wir wohnten in einem vierstöckigen Haus. Unten war das Geschäft meiner Mutter. Man kann es vergleichen mit einem Tante-Emma-Laden. Wir verkauften Brot und süßes Gebäck. Der Laden bedeutete meiner Mutter alles. Sie hatte ihn damals von ihrer verstorbenen Schwester übernommen. Während der Öffnungszeiten verließ sie diesen Laden so gut wie nie. Ich wurde deshalb auch nicht in einem Krankenhaus geboren, sondern direkt in unserem Haus. Meine Mutter wollte, so schnell es ging, ihren Laden wieder öffnen. Der Kontakt zu ihren Stammkunden lag ihr sehr am Herzen. Ich denke, sie sah in dem Geschäft ein Stück ihrer Familie, von der sie sich nie und nimmer hätte trennen können. Noch bis zu ihrem 80. Lebensjahr hat sie ihren Laden betrieben. Es musste schon Pfingsten und Weihnachten auf einem Tag sein, damit sie ihr Geschäft schloss.

Der wichtigste Mensch neben meiner Mutter war mein Großvater. Als ich mit sieben Jahren eingeschult wurde, hat er mir ein Ränzel aus Leder gearbeitet. Vorne war es mit Stoff bezogen. Es erinnerte an den Stoff, mit dem früher die Sesselbezüge verarbeitet wurden. Ein ganz hübsches Muster, grau mit rot und schwarz. Damals wurden, vergleichbar mit heute, Schnallen an die Ränzel angebracht. Mein Großvater aber hatte Druckknöpfe verwendet, damit ich es leichter hatte. Mit diesem Ränzel hatte ich jeden Schultag ein Stück von ihm dabei und musste ihn nicht vermissen. Ich denke, das war ihm auch sehr wichtig. Es war ein super Ränzel. Vom ersten Tag an habe ich es geliebt wie nichts anderes!

Ich freute mich schon sehr auf den ersten Schultag, an dem ich ihn zum ersten Mal benutzen durfte. Die Volksschule, die ich besuchen würde, befand sich di-



Tante-Emma-Laden von Ella Hahn, Rellinger Straße 69, 1935



Elfriede Stadelmann, geb. Hahn, mit Nachbarin Christel, 1940

rekt in unserer Wohnstraße – der Rellinger Straße. Damit war sie auch nur wenige Meter von dem Laden meiner Mutter entfernt. Deshalb musste ich auch nicht, wie andere Kinder, aus der Schule abgeholt werden, hatte mir meine Mutter erklärt. An dem Abend vor meinem großen ersten Schultag packte ich das Ränzel. Schiefertafel, Schwammdose, Schwamm, Griffelkasten, Bleistift, Federhalter, Feder, Radiergummi, Brottasche und den Turnbeutel, den sich jeder selbst nähen musste, all das fand in meinem super Ränzel seinen Platz. Am Morgen machte ich mich auf den Weg zur Schule. Ich war sehr aufgeregt und freute mich auf die vielen Mädchen. Jungen würde ich weniger kennenlernen, weil es damals noch getrennte Schulen gab. Ich war ein Einzelkind und hoffte umso mehr auf neue tolle Freundinnen.

Vor Beginn des Unterrichts mussten wir zehn Minuten Gymnastik machen. Hampelmann und solche Sachen. Das fand ich sehr schön. Meine Klassenlehrerin machte es vor, wir machten es nach. Dann begann der Unterricht. Am ersten Tag fand kein richtiger Unterricht statt. Wir saßen alle im Kreis und stellten uns einander vor. Vorsichtig beschnupperten wir einander. Dann läutete die Glocke zur ersten Pause. Wir mussten alle auf den Schulhof. Ich sah einen Jungen, der von einer Lehrerin Schimpfe bekam, weil er über einen Weg gelaufen war, der nur für die Mädchen vorgesehen war. In diesem Moment fühlte ich mich ein wenig verloren auf dem großen Schulhof. All die fremden Gesichter, das laute Gekreische. Eine Gruppe von Mädchen spielte Geschichtenball. Langsam ging ich hin und stellte mich zu ihnen. Ich verstand das Spiel recht schnell und spielte mit.

Als es zum Pausenende klingelte, liefen wir wieder in unsere Klassenräume. Die anderen Mädchen freuten sich schon auf das, was sie als nächstes erwartete. Doch ich wurde traurig. Wie auch heutzutage war es damals so, dass jedes Kind, wenn es die Schule am ersten Tag verließ, seine eigene Schultüte bekam. Der Gedanke daran, dass meine Mutter den Laden nicht schließen könne und ich deshalb nicht wie die anderen Kinder eine Schultüte bekäme, machte mich sehr traurig. Was ist ein erster Schultag ohne die stolzen Eltern, die ungeduldig vor der Schule auf ihre Kinder warten? Mir wird etwas fehlen, dachte ich.

Unsere Klassenlehrerin verabschiedete uns und nun durften wir schon wieder nachhause. Alle Mädchen sprangen kreischend auf. Sie rannten hinaus. Ich dagegen fand keinen Grund zur Eile. Meine Mutter würde im Laden auf mich warten und mir einen liebevollen Kuss auf die Stirn geben. Ich würde in mein Zimmer gehen und mich in mein Bett legen. Ein ganz normaler Tag. Es wäre niemandem aufgefallen, wie besonders dieser Tag für mich gewesen war.

Bald saß ich allein im Klassenraum. Ich war die Letzte und wollte einfach nicht raus. Da fragte mich meine Lehrerin, warum ich nicht gehen würde. Ich sagte, dass ich nicht gehen will. Sie sah mich fragend an. Sie verstand einfach nicht, dass mich draußen niemand empfangen würde. „Elfi, geh heim. Deine Eltern sind doch bestimmt gespannt, was du an deinem ersten Schultag erlebt hast!“

Wenn die wüsste, dachte ich mir im Stillen und verließ dann geknickt den Raum.

Weit hinten, am Ende des langen Schulflures, konnte ich den großen Ausgang bereits sehen. Von meiner Mutter war weit und breit keine Spur. Jegliche Hoffnung, sie würde mich möglicherweise doch abholen, löste sich in Luft auf.

Doch was dann geschah, werde ich mein Leben lang nicht vergessen: Auf dem Schulhof stand meine Mutter, mit einer Schultüte in den Armen! Ich kann euch gar nicht sagen, wie ich mich darüber gefreut habe! Es war eine lila Schultüte. Oben drauf war eine Oblate. Ich rannte zu meiner Mutter, küsste ihr rund um das Gesicht und schloss meine Schultüte stolz in die Arme. Ich wollte sie nie wieder loslassen.



Einschulung in die Volksschule Rellinger Straße, im Alten Weg, 1930

Erzählerin: Elfriede Stadelmann

Text: Fabienne Helms

Der Mann, der in meinen Armen starb

Meine Mutter hoffte darauf, ich würde ihren Brotladen weiter betreiben, doch das war nicht das, worin ich mich in meiner Zukunft sah. Nachdem ich nach der neunten Klasse die Volksschule der Rellinger Straße verlassen hatte, stand für mich fest, ich würde künftig mit Kindern zusammen arbeiten wollen. Trotz meiner Entscheidung gegen ihren Brotladen, stand meine Mutter vollkommen hinter mir.

So besuchte ich zunächst eineinhalb Jahre eine Kinderpflegerin- und Hausgehilfenschule in der Feldbrunnenstraße. Dort lernte man unter anderem Kochen, Nationalkunde, Haushalt und Gartenpflege. Sozusagen all das, wozu eine Frau damals in der Lage sein sollte. Um schlussendlich mein Befähigungszeugnis zu bekommen, musste ich ein Jahr in einer Familie arbeiten. Meine Lehrerin schlug mir damals vor, ich solle mich bei einer Baronin bewerben. Ich dachte mir, ich könne es ja mal versuchen. Ich schickte der Familie einen Brief, in dem ich mich kurz und knapp vorstellte. Nun hieß es warten und auf eine positive Rückmeldung hoffen.

Wenige Tage später bekam ich einen Anruf, ich solle mich vorstellen. Die Baronin lud mich zu sich nach Glinde ein, wo sie mich ein wenig besser kennenlernen wollte. Zusammen mit ihrer Mutter wartete sie am

Hauptbahnhof auf mich. Sie würden mich nach Glinde begleiten. Ebenso musste meine Mutter mitkommen, weshalb sie, schweren Herzens, aber tatsächlich ihren Laden für diesen Tag schloss. Ich war sehr nervös, als ich mich zu dem Vorstellungsgespräch begab. Ich war gerade erst 16 Jahre alt. Ich fasste jedoch meinen ganzen Mut zusammen und fuhr mit meiner Mutter zum Hauptbahnhof. Mit der Baronin und deren Mutter fuhren wir in der ersten Klasse einer Regionalbahn. Nach einer Stunde Fahrt waren wir an dem Haus der Baronin angekommen.

Das Anwesen der Baronin war super. Es war ein tolles Haus. Ein sehr schöner Park lag drum herum. Alles sehr gepflegt. Ein riesiges Gitter umrahmte das Grundstück. Der Anblick war überwältigend! Ich sagte zu meiner Mutter, dass ich gerne hier bleiben würde. Die Mutter der Baronin war sehr, sehr reich. Sie wohnte zusammen mit ihrem Mann in Glinde und war dort auch bekannt. Viele Menschen hatten mit ihr Probleme, da sie ein sehr aufbrausendes Temperament in sich trug. Ihr Mann war dagegen sehr still und liebenswürdig, wie auch der Rest der Familie.

Nun kamen wir also ins Gespräch. Ich hörte wie die Mutter ihrer Tochter, der Baronin, zuflüsterte: „Ist sie dir mit ihren 16 Jahren nicht noch zu jung, um die Verantwortung für deine Kinder zu übernehmen?“

Als ich das hörte, brauste es aus mir heraus: „Also alt werde ich ja von selber!“ Daraufhin sagte die Baronin: „Ich finde dich toll und würde mich sehr darüber freuen, wenn du dich künftig um meine Kinder sorgen könntest.“ Da guckte die Mutter aber böse!

So musste ich jeden Morgen um 5 Uhr los, damit ich um 7 Uhr zum Dienstbeginn in Glinde sein konnte. Der Weg war immer ein Abenteuer. Mit der Straßenbahn der Linie 16 fuhr ich von Langenfelde bis nach Billstedt. In Billstedt stieg ich dann um in den Bus, der nach Glinde fahren sollte. Der hatte sehr oft Pannen, nur leider nie einen Reifen zum Wechseln mit sich. Das war immer eine Katastrophe. In solchen Fällen musste ich oftmals improvisieren. Mein einziger Ausweg war meist der Laster, mit dem die Arbeiter täglich bis nach Krupp fahren. Das war ein Ort nahe bei Glinde. Mir blieb oft nichts anderes übrig, als mit ihnen zu fahren, ich wollte ja nicht zu spät zum Dienst erscheinen. Das war immer die

reinste Hölle. Der Laster war voll mit Arbeitern, alle auf den letzten Zentimeter aneinander gedrückt. Und ich mittendrin als einziges Mädchen. Da kamen immer Sprüche wie: „Ja, dann musst du bei mir auf dem

Schoß sitzen.“ Es war schrecklich, aber ich musste da durch. Der Dienst bei der Baronin bedeutete mir alles! Ich bekam so viel zu sehen. Wir reisten sehr oft.



Hof Redenwiesen in Glinde, 1941

Ich sah Berlin, weil sie dort noch eine Wohnung hatten, und verbrachte eine wunderbare Zeit an der Ostsee. Anfangs kümmerte ich mich um ihre zwei Kinder, ein Junge, der acht Monate alt war und ein Mädchen, das zwei Jahre alt war. Ganz süße Kinder.

Nachdem ich ein Jahr bei der Baronin tätig war, kam sie eines Tages auf mich zu. Sie sagte, es käme noch einmal Nachwuchs. Sie hatte es mir anfangs nicht erzählen wollen, aus Angst, ich würde nun nicht mehr bei ihr arbeiten, weil es mir zu anstrengend würde. Aber dem war nicht so. Ich hatte schließlich eine tolle Zeit dort und wollte dieses Leben auch künftig nicht missen.

Das Blatt wendete sich aber nach wenigen Monaten.

Im Mai 1939 war ich mit der Familie nach Berlin gereist. Dort hatte die Baronin ein Haus. Zu dieser Zeit begannen die Bombenangriffe auf Berlin. In den jüdischen Geschäften durfte man nicht mehr kaufen. An den Geschäften stand:

„Nicht bei den Juden kaufen!“. Alle Juden trugen einen gelben Judenstern an ihrer Kleidung. Es war eine furchtbare Zeit! An einem Tag wurden wir von einer Luftmine in Berlin verschüttet. Wir hatten aber großes Glück. Wir fanden einen Ausweg durch einen langen Keller, der in die Nebenstraße führte und durch den wir wieder auf die offene Straße gelangten. Uns war nichts passiert, das war die Hauptsache. Doch der 6. Oktober im Jahre 1943 wird mir wohl nie aus dem Kopf gehen.

Es war ein wunderschöner Herbsttag. Ich beschloss, zusammen mit dem Vater der Baronin und den Kindern einen Spaziergang zu machen. Wir gingen in den Park, der sich um das Haus in Glinde befand. Das taten wir sehr oft. Ich verstand mich sehr gut mit dem alten Herrn. Er nahm sich stets Zeit für seine Familie, denn sie lag ihm sehr am Herzen, was ihn in meinen Augen umso sympathischer machte. Die Mutter war in Berlin, um das Hab und Gut der Familie zu sichern und nach Glinde zu bringen. Frisches Laub bedeckte den gesamten Park. Ich spielte mit den Kindern auf dem Boden.

Es muss nachmittags gewesen sein, als wir laute Geräusche am Himmel hörten. Alles ging so schnell. Es waren Flugzeuge, die sich uns näherten. Bisher hatte ich mich in Glinde immer sehr sicher gefühlt. Doch in diesem Moment bekam ich es mit der Angst zu tun. Die Flugzeuge kamen immer näher. Wir realisierten gar nicht recht, was da gerade passierte.

Der Vater der Baronin nahm mich am Arm und sagte: „Lass uns lieber die Kinder zusammen holen, nicht dass wir den einen oder anderen aus den Augen verlieren. Das Flugzeug da oben beunruhigt mich ein wenig.“ Plötzlich war Stille. Eine Bombe fiel aus dem Flugzeug. Ein lauter Knall. Dann wieder Stille. Die Kindern waren so leise wie noch nie.

Wir standen alle da wie erstarrt. Wir mussten mit ansehen, wie eine einzige Bombe das schöne Haus in Glinde in Flammen gesetzt hatte. Das gesamte obere Stockwerk brannte. Wir alle standen unter einem schweren Schock. Einer jedoch konnte das Geschehen mit seinen Kräften nicht mehr vereinbaren. Der lebenswürdige Vater der Baronin. Er stand dicht bei mir, als er plötzlich zusammenbrach. Ich versuchte, ihn zu stützen. Er erlitt einen Herzinfarkt und starb. Es war der erste tote Mensch, den ich gesehen hatte. Und nun lag dieser Tote in meinen Armen. Es war furchtbar!

Bald traf die Feuerwehr ein und die Mutter der Baronin kam sofort aus Berlin zurück. Nun kam für mich das Schlimmste. Ich musste der Mutter mitteilen, was soeben geschehen war. Ich fürchtete mich davor, aus Angst, sie würde mich für den Tod ihres Mannes verantwortlich machen. Aber das tat sie nicht.

Nach Ankunft der Mutter begaben wir uns in das Haus. Da die Gefahr bestand, dass noch Splitter oder Ähnliches von den Decken herunter kommen würden, mussten wir unsere Köpfe schützen. Wir hatten aber keine Helme. So improvisierten wir, indem wir uns Kochtöpfe über die Köpfe stülpten. Der gesamte Dachstuhl war in Schutt und Asche gelegt.

Die unteren Etagen blieben glücklicherweise weitestgehend unversehrt. Trotzdem tat mir der Anblick in der Seele weh. Es ist erschreckend, was eine einzige Bombe in einem einzigen Moment anrichten kann.

Wir konnten nicht mehr dort bleiben. Ich musste mit den Kindern für vier Wochen nach Volksdorf in das Haus der Schwester der Baronin.

In der Nähe unseres Hauses in Glinde befand sich das Heeres-Zeugamt. Wahrscheinlich wollten die Flugzeuge dieses Haus treffen, denn kein umliegendes Haus hatte sonst etwas abbekommen. Unser schönes Haus wurde praktisch „aus Versehen“ zerstört.



Jenny Riehm

Geboren am: 10.07.1925
Geboren in: Hamburg-Eimsbüttel
Beruf: Erzieherin

Aufgezeichnet von Elmira Mohadi



Das Wiedersehen mit meinem Vater

Meine Mutter ist sehr glücklich heute, ich glaube ich hab sie seit langem nicht mehr so fröhlich gesehen. Der Grund dafür ist mein Vater. Wir schreiben das Jahr 1934. Mein Vater wurde vor kurzem von Menschen in brauner SA Uniform verhaftet. Sie zerrten an ihm und nahmen ihn mit sich. Ich stand dabei und habe sehr geweint. Auch heute noch fühle ich mich, wenn ich Menschen in Uniform sehe, manchmal an die Ereignisse von damals erinnert. Fühle mich erinnert an das, was sie meinem Vater angetan haben. Das kann ich ihnen, den Nazis, nie verzeihen. Es wäre noch gegangen, wenn sie nur an ihm gezerrt hätten. Aber das taten sie nicht: Männer in brauner Uniform klingelten an einem Abend im Jahre 1934 bei uns zu Hause. Sofort, als meine Mutter die Tür öffnete, stürmten sie unsere Wohnung. Sie nahmen sich meinen Vater vor. Sie schlugen auf ihn ein, als ob er ein Verbrechen begangen hätte. Danach wühlten sie alle Schränke durch. Rissen Tapeten von den Wänden und auf brachen sogar die Fußbodenbretter auf. Am Ende nahmen sie meinen Vater mit. Heute war endlich der Tag, an dem wir, meine Mutter und ich, meinen Vater das erste

Mal wieder sehen durften. Für mich war dabei das Schönste, dass sie sogar erlaubten, dass auch ich dabei sein durfte, weil ich die Jüngste war. „Was soll ich anziehen?“, fragte mich meine Mutter und riss mich aus meinen Träumen. „Ich bin so aufgeregt, ich weiß nicht, was ich anziehen soll!“ „Ich finde, dass das, was du jetzt in der Hand hältst, sehr hübsch aussieht, Mutti. Zieh es an, das wird Vati bestimmt sehr gefallen!“ „Dann zieh du dich auch um, wir müssen gleich los, beeile dich, mein Schatz!“ „Ja!“ Sie stürmte zurück ins Schlafzimmer, um sich fertig zu machen. Ich freute mich für sie. Ich liebte meine Mutter, denn sie hat immer alles für mich getan. Ich machte mich an die Arbeit, um mich „schön“ anzuziehen. Das dauerte nicht lange, ich besaß damals nicht viel Zeug. Nun gingen meine Mutter und ich Hand in Hand zu unserer U-Bahn Station. Wir wollten nach Fuhlsbüttel. Erst mussten wir eine ganze Weile mit der Hochbahn, später mit der Straßenbahn fahren, um zum berüchtigten Gefängnis „Santa Fu“ zu gelangen.

Aber damals war Fuhlsbüttel nicht nur ein Gefängnis, sondern es war auch ein KZ für politisch Verfolgte. Wir standen nach einer knapp einstündigen Fahrt vor dem Gefängnis. Meine Mutter blieb kurz stehen. Sie schaute sich um und zögerte eine Weile, an der Tür zu klingeln. Man merkte ihr an, wie sie unter diesen Umständen litt. Ich versuchte ein wenig an ihr zu zupfen, aber es gelang mir nicht. Sie stand nur reglos da und reagierte auf nichts. Nach einer Weile kam sie zu sich und fing an, mich anzuschauen. Dann fasste sie sich allen Mut und lächelte. So gingen wir nebeneinander auf das Eingangstor zu. Jetzt war es soweit. Wir saßen zusammen mit vielen anderen Menschen in einem Warteraum. Gleich sollte ich meinen Vater zu sehen bekommen. Wie soll ich das Gefühl beschreiben? So richtig kann ich das nicht. Vielleicht ist Glück dafür das richtige Wort! Unfassbar, gleich darf ich ihn sehen und wieder in meine Arme nehmen! Wir mussten uns hinsetzen. Ein Mann in Uniform meinte, er würde ihn gleich holen, es würde nicht lange dauern. Doch der Beamte war schon eine Weile weg. Nicht, dass er meinen Vater wieder schlägt?! O nein, das möchte ich nicht. Ich will auf keinen Fall, dass sie meinem Vater noch einmal etwas antun. Ich guckte kurz nach rechts und sah, dass ein uniformierter Mann mich und meine Mutter schon eine ganze Zeit lang anstarrte. Ich bekam Angst und setzte mich auf den Schoß meiner Mutter. Dann kroch ich hinter sie. Aber er sah weiter zu uns herüber. Ich machte meine Mutter darauf aufmerksam. Die aber reagierte nicht. Sie befahl mir, ich möge einfach nur ruhig sein. Das tat ich, aber er hörte nicht auf, mich anzustarren. Ich blickte mit einer bösen Miene zurück. So hoffte ich, dass er endlich aufhören würde, mich zu mustern. Plötzlich machte er einen Schritt

auf uns zu. Die Angst erfasste meinen ganzen Körper. Will er mich etwa festnehmen, nur, weil ich ihn böse angeschaut habe, oder will er uns aus dem Gefängnis schmeißen? „Auf wen wartest du?“ Meine Mutter drehte sich zu ihm um und schaute dann zu mir herunter. Sie lächelte mich an, aber ich wollte ihm nicht antworten. Für mich waren das hier alles böse Menschen. „Sag doch, auf wen wir warten, Schatz?“ „Wir warten auf meinen Vater!“ Er lächelte mich ebenfalls an, warum tat er das? Er war doch ein „böser Mensch“, warum also war er freundlich zu mir? „Du kannst dich unter dem Tisch verstecken und dort auf deinen Vati warten. Wenn er da ist, kriechst du raus und er wird sich sehr freuen. Das wäre doch eine Überraschung!“ Ich dachte über seinen Vorschlag kurz nach und fing an, daran Gefallen zu finden. Noch gerade eben rechtzeitig konnte ich unter den Tisch kriechen, da brachte schon der andere Wärter meinen Vater. Er kam näher. Dann blieb er vor dem Tisch stehen und begrüßte meine Mutter. Meine Mutter sagte nichts; ich glaube, sie hatte einen Kloß im Hals und hätte sie etwas gesagt, dann wären ihr die Tränen über die Wangen gelaufen. Ich wartete solange, wie mein Vater noch stand, und erst, als er sich hinsetzte, kroch ich aus meinem Versteck. Zuerst nahm er mich gar nicht wahr, aber als er zum zweiten Mal hinsah, zeigte sich ein Lächeln auf seinem Gesicht. Er stand auf und nahm mich in seine Arme, seine starken, warmen Arme. Wie hatte ich das vermisst! Erst viel später erfuhr ich, weshalb man ihn damals verhaftet hatte. Weil er kein Nazi war! Weil er politisch anders dachte! Weil er einer anderen Partei angehörte!



Inge Zichel

Geboren am: 21.07.1948
Geboren in: Hamburg
Beruf: Außenhandelskauffrau

Aufgezeichnet von Ahsen-Zeyneb Gezer
und Elmira Mohadi



Ein Tag im Oktober 1954

Ich bin mit dem warmen Schein der Sonne aufgewacht. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass mein Rücken die ganze Zeit schmerzt. Ich frage mich, wieso mein weiches Bett auf einmal so hart geworden ist. Ich fange an zu schreien. „Mama, Mama, wieso ist mein Bett so hart?“
Meine Mama antwortet: „Inge, öffne erstmal deine Augen und guck, wo du liegst.“
Die Sonne ist so hell, dass ich die Augen noch zu habe. Jetzt ist die Sonne hinter einer Wolke und ich öffne die Augen. Ich schreie: „Mama, Mama, liege ich etwa schon die ganze Nacht auf dem Boden?“
„Inge, das kann ich dir nicht sagen. Ich kann nicht die ganze Zeit auf dich achtgeben. Wir sind sieben Leute in einer Zweizimmerwohnung. Denkst du, ich gehe die ganze Nacht herum, um zu sehen, ob jeder Einzelne richtig und brav im Bettchen liegt?“
Jetzt wacht Oma auf. Ich schlafe mit ihr zusammen in einem Bett. Ich schreie: „Oma, wieso machst du dich denn so breit, dass ich auf den Boden falle?“

„Inge, Schatz, du weißt, ich bin schon alt, ich merke schon gar nicht mehr wie ich liege oder was um mich herum passiert.“ „Omi, darauf solltest du aber achten, denn jetzt habe ich echt dolle Schmerzen und das nur wegen dir.“
Meine Oma antwortet: „Inge, mach doch aus einer Ameise keinen Elefanten.“
„Oma! Wenn wir schon in so einer kleinen Wohnung leben, kannst du doch Rücksicht auf mich nehmen, oder?“
„Ja, Ingchen, darauf werde ich in Zukunft achten, es tut mir ja leid, aber du musst auch darauf Rücksicht nehmen, dass ich alt geworden bin.“
„Ja, Oma, du hast Recht. Vergessen wir es beide und lachen darüber.“
Die Sonne scheint den ganzen Tag, es ist echt sehr schön. Meine Schwestern und ich haben uns bereit erklärt, den Frühstückstisch zu decken, während meine Oma und meine Mama die Betten zusammenlegen, bis wir gemeinsam essen. Mein Bruder, die Schlafmütze,

schläft wie immer länger als alle und will auch nicht aufstehen, da er die Nacht mal wieder zu lange wach geblieben ist. Mein Vater ist heute wieder sehr früh aufgestanden und zur Arbeit gefahren. Er ist der, der bei uns das Geld nachhause bringt. Fast jeden zweiten Tag kommt er sehr spät nachhause.
Heute ist schönes Wetter. Wie jeder weiß, hat Hamburg nicht immer so schönes Wetter, also kommen wir zu dem Entschluss, heute Eis zu essen. Meine Mutter und ich bleiben sehr lange draußen, haben echt viel Spaß und genießen es, einfach mal zu zweit alleine draußen zu sein, ohne dass uns jemand stört. Nach ungefähr vier Stunden ist es auch schon sehr spät, meine Mama und ich machen uns auf den Weg nachhause, weil sie noch etwas kochen muss, bevor mein Vater kaputt und müde von der Arbeit zurück kommt. Die ganze Familie begibt sich in die Küche, um gemeinsam zu essen. Wir lachen viel.
Wir haben schon viel schlimmere Zeiten erlebt, aber die sind zum Glück vorbei.



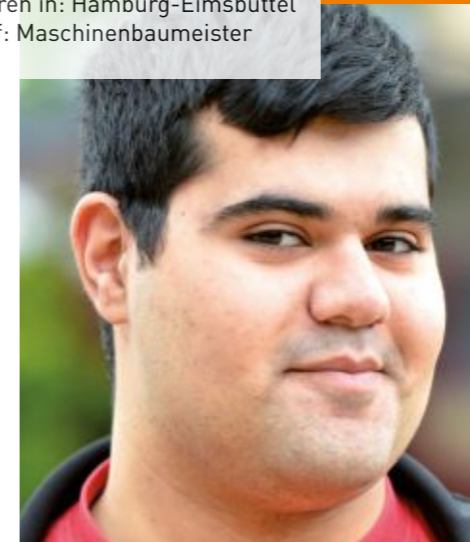
Volksschule Lehmweg (heutiges Oberstufenzentrum, Ida Ehre Schule) 1954, 1. Klasse, Lehrerin: Frau Klawitter, Inge Zichel: 1. Reihe, zweite von rechts.



Günther Bürckel

Geboren am: 21.06.1938
Geboren in: Hamburg-Eimsbüttel
Beruf: Maschinenbaumeister

Aufgezeichnet von Bejan Amin, Beyza Erdur
und Nathaniel Kebede



Erzähler: Günther Bürckel
Text: Nathaniel Kebede



Bunker Hellkamp

Ich im Bunker

Es war Herbst 1943, als der 2. Weltkrieg in vollem Gange war, lag ich als 5-Jähriger im Bett und schaute aus dem Fenster. Es war nachts und ich sah Menschen, die Kerzen hielten und in den Trümmern suchten. Ich habe mich gefragt, warum man die Häuser zerstörte, in denen die Menschen lebten? Ich fing an nachzudenken, doch mir fielen keine Gründe ein. Vom vielen Nachdenken wurde ich müde und zog meine Decke über den Kopf. Doch plötzlich ging der Voralarm an, und ich sprang aus meinem Bett. Ich lief, so schnell es ging, in das Zimmer meiner Eltern und habe alle aufgeweckt. Sie schliefen so fest, dass ich mit aller Härte an ihnen geruckelt habe, bis sie aufgestanden sind. Sie sprangen aus dem Bett und liefen zur Stube, um die Rucksäcke zu holen. Wenn unser Haus von den Bomben zerstört werden sollte, so hatten wir wenigstens noch Brot und Wasserflaschen mit. Bei uns im Haus wurde ein Kellerraum als Luftschutzraum aktiviert. Das war aber keine gute Idee, denn wenn unser Haus einen Treffer kriegte, dann würde der Keller verschüttet. Ich bekam noch einen Zettel um den Hals gebunden, auf dem mein Name stand und die Straße, in der ich wohnte. Der Bunker war nur fünf Minuten von unserem Haus entfernt. Wir liefen, so schnell es ging, zum Bunker, denn jede Sekunde zählte. In dem Bunker

waren hauptsächlich Kinder und Frauen, denn die Männer waren im Krieg, das betraf auch meinen Vater. Ich klammerte mich an meine Mutter, um nicht die Orientierung zu verlieren. Es standen auch Wächter an den Türen. Ich hörte schon die Kampfflugzeuge und wusste aufgrund der Propellergeräusche, dass es die Engländer waren. Die Engländer haben ohne Ende Bomben heruntergeworfen und ich klammerte mich fester an meine Mutter. Plötzlich schlug eine Bombe an einer Tür ein, und der Wächter an dieser Tür wurde durch die Wucht der Bombe erschlagen. Die enorme Kraft der Bombe führte zu einem Durcheinander und alle liefen hysterisch herum. Die Druckwelle der Bombe löschte die Flammen der Kerzen und es wurde stockdunkel. Die Kinder haben geweint und die Frauen nahmen ihre Kinder in die Arme. Nach einer Stunde flogen die Engländer weg und der Schrecken war beendet. Die Tür ging auf und ich sah das Tageslicht wieder. Viele Leute haben zu Gott geschaut und sich bedankt, dass sie überlebt haben. Uns und vielen anderen Menschen stand die Frage im Gesicht: Wurde unser Haus von den Bomben geschont? Wir hatten Glück gehabt, denn unser Haus stand noch da. Bis zum Ende des Krieges hatten wir Glück, dass wir nicht ausgebombt worden sind.

Erzähler: Günther Bürckel
Text: Beyza Erdur

Kampnagel

1 Vor kurzem habe ich meinen Hauptschulabschluss erlangt. Einen höheren Abschluss konnte ich nicht erreichen, denn für das Gymnasium muss man viel Geld zahlen. Monatelang habe ich überlegt, welcher Beruf für mich in Frage kommen kann. Mit 14 ist das nicht so einfach, aber viel Auswahl gibt es auch nicht. Jetzt, nach dem Krieg, sind im Bau-, Elektro- und Metallgewerbe viele Arbeiter gefragt, denn Hamburg soll wieder aufgebaut werden. Mein Vater ist Schweißer bei Kampnagel. Dort gibt es viel zu tun. Nach den Zerstörungen durch den Krieg muss der Hafen aufgeräumt werden. Dafür setzen sie sogar wieder die alten Kräne in Gang. Mein Vater arbeitet schon sehr lange bei Kampnagel und hat schon viele wichtige Kontakte geknüpft. Durch seine guten Kontakte bekommen wir oft Mehl und Zucker aus einer Schiffsladung. Mein Vater trägt deswegen immer weite Hosen, damit es nicht auffällt, wenn er wieder etwas eingesteckt hat. Mit seinen Kontakten hat mein Vater mir auch ein Vorstellungsgespräch verschafft. Er kommt auch mit mir, um mich zu unterstützen, aber eigentlich ist das gar nicht nötig, denn die Dame in der Personalabteilung ist sehr nett. Mein Vorstellungsgespräch verläuft sehr gut, trotzdem muss ich sagen, dass ich Glück hatte, so eine gute Lehrstelle zu bekommen.

Morgen ist mein erster Tag als Lehrling. Von nun an werde ich dreieinhalb Jahre jeden Werktag zu Kampnagel gehen. Zum Glück ist Kampnagel nicht weit weg von der Rombergstraße, wo wir wohnen. So kann ich mit dem Fahrrad hinfahren. Meinen Führerschein habe ich noch nicht und ich mache auch sehr gerne Sport. Heute Abend gibt es wieder sehr wenig zu essen. Meine Mutter deckt wie gewohnt den Tisch. Brot mit Käse und etwas Wurst. Ich habe gesehen, wie sie mir ein Stück Brot zur Seite gelegt hat, für morgen. Vor dem Schlafengehen stelle ich meinen Wecker auf 5:30 Uhr. Ich fühle mich erwachsen. Bald werde ich meine Familie finanziell unterstützen, vielleicht werden wir dann keinen Abend mehr ohne Essen haben.

Mein Wecker klingelt. Es ist Zeit zum Aufstehen. Meine Familie schläft noch. Ich gehe mich waschen und ziehe mir vernünftige Sachen an. Zum Frühstück gibt es ein Stück Brot mit Käse und Saft dazu. Um 6 Uhr ist es Zeit, sich auf den Weg zu machen. Ich springe auf mein Fahrrad und spüre schon mein Herz pochen wie verrückt. Aufgeregt bin ich. Warum? Diese Lehrstelle ist mir sehr wichtig. Ich will meinen Vater nicht enttäuschen oder einen schlechten Eindruck von mir hinterlassen. Immerhin bin ich froh, dass ich

Erzähler: Günther Bürckel
Text: Beyza Erdur

sie bekommen habe. Wenn heute alles schief geht, was mache ich dann?

Ich bin angekommen und schließe mein Fahrrad direkt vor Kampnagel an. Die Fabrik ist riesig. Davor ist alles gepflegt. Schöne Blumenbeete mit kunterbunten Blumen, Bänke und viele Fahrradständer befinden sich vor dem Eingang.

Ich soll mich bei Frau Schreiner melden. Ich stehe noch sehr unsicher vor ihr, mein Herz ist immer noch wie verrückt am Pochen. Ich warte darauf, dass sie mir Papierkram gibt. Sie schiebt mir den Vertrag rüber und sagt: „Herzlich Willkommen, Herr Bürckel, wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit ihnen.“

Ich bin verwundert über ihre sehr freundliche Art. Es ist nicht selbstverständlich, dass man so freundlich begrüßt wird. Meine Freunde haben mir schon von schlimmeren Lehrlingstagen erzählt. Frau Schreiner bringt mich zu meinem Vorarbeiter. Wir gehen durch die Gänge in den zweiten Stock. Ich sehe einen großen Saal mit riesigen Maschinen und vielen Mitarbeitern daran. Alle arbeiten an etwas Anderem. Der Vorarbeiter hat in der Abteilung eine Kabine, also ein mit Fenstern abgetrenntes Büro. Von dort werden wir streng überwacht. Unser Ausbildungsmeister teilt uns je nach Priorität und Körpergröße in verschiedene Abteilungen ein.

Von nun an wartet eine 48-Stunden-Woche auf mich. Unser Ausbildungsmeister macht uns von Anfang an klar, dass Pünktlichkeit groß geschrieben wird. Komme ich nur fünf Minuten zu spät, sind die Umkleiden abgeschlossen. Ich nehme mir vor, immer mindestens fünf Minuten vorher auf Kampnagel zu sein.

Der Ausbildungsgeselle, der uns unterstützt und auch im Auge behält, kommt auf mich zu und weist

mich an meinen Platz. Er ist ein großer, muskulöser Mann und wirkt sehr streng. Doch als er anfängt zu reden, merke ich, dass er eigentlich ein ganz lieber Mensch ist. Jetzt höre ich die Sirene, die das Zeichen zum Arbeitsbeginn ist. Meine Aufgabe ist es für diese Woche, U-Eisen zu feilen. Nächste Woche werde ich dann in einer anderen Abteilung arbeiten. Ein halbes Jahr lang muss ich an Übungsstücken in der Lehrwerkstatt arbeiten, danach geht es in die großen Werkshallen. Ich bekomme Wochenlöhne. Momentan bekomme ich 35 Mark monatlich, aber das wird sich mit den Lehrjahren steigern, sodass ich irgendwann 40 und irgendwann bis zu 60 Mark verdienen kann.

2Kampnagel hat mich nach meiner Lehre übernommen. Schon einige Jahre fahre ich jeden Morgen zur Jarrestraße, wo Kampnagel am Osterbekkanal steht. Nach meiner Gesellenprüfung als Maschinenschlosser habe ich meinen Führerschein gemacht und ein Auto gekauft. So muss ich an kalten Wintertagen nicht mehr mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren.

Jeden Morgen gehe ich in die Umkleidekabine und begrüße meine Kollegen, die jetzt schon sehr gute Freunde von mir sind, und mache mich dann auf den Weg in meine Abteilung. Die Sirene ertönt und wir fangen an zu arbeiten. Ich arbeite im Akkord an meiner Maschine. Das ist nicht immer leicht. Aber es ist eine Möglichkeit, etwas mehr Geld zu verdienen. Inzwischen habe ich eine eigene Familie und die will ich gut versorgen.

Manchmal kommen Lehrlinge in unsere Abteilung, stehen herum und warten darauf, dass ihnen jemand zeigt, was sie zu tun haben. Wenn ich sie sehe, denke ich an meine eigene Lehrzeit und wie schnell die ei-



Maschinenfabrik Kampnagel, gegr.1865, Hamburg-Winterhude, Foto: 1962



gentlich vergangen ist.

Bald werde ich noch einmal die Schulbank drücken. Neulich nahm mich mein Betriebsleiter zur Seite und teilte mir mit, dass ich, wenn ich möchte, den Posten des Meisters haben könnte. Ich müsste nur zur Meisterschule gehen. Ich sagte sofort zu.

Nach all den Jahren auf Kampnagel fühle ich mich immer noch sehr wohl hier. Ich habe viele Freunde und nun freue ich mich sehr, dass ich bald noch einen guten Posten haben werde, mit dem ich viel Anerkennung bekomme und gutes Geld verdiene. Kampnagel ist wie ein zweites Zuhause für mich geworden.

3 Im letzten Monat sind wir mit einem Wohnwagen nach Norwegen gefahren. Wir, das heißt, einige meiner Kollegen von Kampnagel und ich. Wir sind seit vielen Jahren befreundet und fahren oft zusammen weg, manchmal mit den Familien, manchmal ohne. Der Urlaub in Norwegen war toll. Wir hatten uns reichlich Essen eingepackt und sind fast jeden Tag Segeln gewesen. Segeln ist meine Leidenschaft. Schon früher, als kleines Kind, fuhr ich mit meiner Familie und Freunden zum Segeln. Als ich aus dem Urlaub zurückkomme, freue ich mich schon, meine Kollegen auf der Arbeit wiederzusehen. Ich gehe wie gewohnt in die Reparaturabteilung, um dort an mei-

ner riesigen Maschine zu arbeiten. Da kommt mein Betriebsleiter und teilt mir mit, dass ich die Abteilung wechseln müsse, weil die Reparaturabteilung aktiv kein Geld mehr macht.

Im Hamburger Hafen gibt es fast nur noch Containerschiffe. Die Stückgutfrachter werden langsam abgeschafft. Die ganze technische Hafenausrüstung, die wir auf Kampnagel herstellen, wird nicht mehr gebraucht. Kurzfristig versucht man noch, auch Container zu bauen. Aber das funktioniert nicht. Seit einigen Tagen arbeite ich in einer anderen Abteilung. Allein in dieser Zeit werden zwei Maschinen stillgelegt. Es heißt, dass Kampnagel bald ganz schließen wird, weil es keine Aufträge mehr gibt.

Während ich arbeite, kommen die Erinnerungen in mir hoch. Meine Aufnahmeprüfung, mein erster Arbeitstag, all die Freundschaften, die ich hier geschlossen habe, und der Betriebsfußball. Und bald soll Kampnagel nur noch ein Teil meiner Vergangenheit sein? Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich höre die Sirene, die mich aus meinen Gedanken reißt. Feierabend.

Seit 1. Mai 1969 arbeitete ich in der zentralen Werkstatt des DESY.

Über das **Altwerden**

„Damals war alles besser.“ Jeder kennt diese Aussage. Ich stimme ihr nur teilweise zu. Es gab sowohl positive als auch negative Dinge. In meiner Schulzeit hat man noch mit einem Rohrstock Prügel erhalten, wenn man sich nicht benommen hat, und das nur aufgrund von Nichtigkeiten. Das war wirklich nicht schön, wenn man in der großen Pause etwas auf den Hintern bekommen hat. Zum Glück und Gott sei Dank gibt es so etwas heutzutage nicht mehr. Andererseits gibt es jetzt viel mehr Schüler, die keinen Respekt vor den Lehrern und Erwachsenen haben. Eine weitere Veränderung ist, dass die Zeit heute hektischer geworden ist. Wenn ich zum Hauptbahnhof fahre, sind überall viele Menschen, so dass man beängstigende Gefühle bekommt. Man sieht so viele Reisende mit Koffern. Es ist auch nicht so schön, dass man mit der Zeit älter wird. Das Altern ist ein natürlicher Prozess. Die Augen, das Gehör, der Geruchs- und der Geschmackssinn werden schlechter. Früher hatte ich viel Kraft und Energie. Heutzutage

werde ich bei körperlichen Tätigkeiten schneller erschöpft. Mit dem Alter zeigen auch meine Gelenke Beschwerden. Das Immunsystem wird schlechter. Im Vergleich zu früher gehe ich viel öfter zum Arzt. Um diesen Beeinträchtigungen entgegenzuwirken, versuche ich, so gesund wie möglich zu leben. Ich rauche nicht, trinke keinen Alkohol und mache Sport. Ein guter, langjähriger Freund von mir sitzt im Rollstuhl. Er hat einen Schlaganfall gehabt, ist halb gelähmt und kann nicht mehr Auto fahren. Wenn so ein trauriges Ereignis im näheren Umfeld passiert, dann denkt man viel mehr über seine Gesundheit nach. Natürlich ist man auf der einen Seite traurig, aber auf der anderen Seite ist man auch froh, dass einem selbst so etwas nicht passiert ist. Ich bemühe mich, meinem Freund zu helfen und ihn zu unterstützen. Ich merke auch, dass mein Gehirn schlechter geworden ist. Ich habe Gedächtnislücken. Es passiert des Öfteren, dass ich einen Namen oder einen Begriff vergesse. Irgendwann sind meine Frau und ich in Rente gegangen. Wir mussten lernen, mit dem wenigen

Geld auszukommen. Zum Glück haben wir vor der Rente etwas Geld zur Seite gelegt. Die Rente reicht für das Nötigste. Große Güter wie ein Auto können wir uns nicht mehr einfach so leisten.

Trotzdem ist das Rentnerleben lebenswert. Ich habe immer versucht, meinen Alltag gut zu organisieren, um keinen Tag zu vergeuden. Da man als Rentner nicht mehr arbeitet, sollte man dennoch eine Perspektive in seinem Leben haben. Es ist wichtig, regelmäßigen Aktivitäten nachzugehen und einen geregelten Alltag zu haben.

Meine Freizeit verbringe ich mit meiner Familie gern an der Elbe. Außerdem bin ich in einem Sportverein tätig und verbringe viel Zeit mit Freunden. Dann kommen auch noch Geburtstage und andere Termine hinzu. Dennoch ist es so, dass ich meinen Arbeitsalltag ein bisschen vermisse. Ich habe gerne gearbeitet und habe gute Arbeitsstellen gehabt. Irgendwann ist die Zeit gekommen, wo meine Kinder ausgezogen sind. Ich war nicht traurig.

Das ist normal. Sie wurden selbstständig und das ist positiv. Über die Jahre fand auch eine technische Entwicklung statt. Meine Frau und ich haben immer noch ein Auto, ein Festnetztelefon und ein Radio. Einen Computer und Internet haben wir nicht, weil wir das nicht brauchen. Den technischen Fortschritt sehe ich positiv, aber ich muss nicht mehr alles nutzen.

Meine Kinder und meine Enkelkinder haben alle Smartphones. Ich belächle das ein bisschen. Es kommen immer neuere Modelle raus, mit besseren Kameras und mehr Funktionen. Wenn ich mir ein Smartphone zulegen würde, hätte ich keinen Nutzen davon. Fürs Telefonieren habe ich schließlich mein Festnetztelefon und ich muss auch keine SMS schreiben, geschweige denn einen Computer für irgendwelche Programme oder Spiele haben. Ich finde es sehr praktisch, dass man zur Recherche heutzutage einfach und schnell das Internet nutzen kann. Früher musste man in Büchern nachschlagen.

Bei mir kommt es aber nicht oft vor, dass ich recherchieren muss. Falls ich etwas benötige, wie ein Flug- oder Bahnticket, dann sage ich meinen Kindern Bescheid, die drucken mir das dann aus. Früher oder später tritt bei jedem Menschen der Tod ein. Wenn die Eltern sterben, dann sind das sehr bittere Zeiten. Der Tod von Personen, die einem nahe stehen, ist schlimm.

Aber das gehört leider auch zum Leben. Ich habe meine Eltern geliebt und ein Großteil meines Lebens mit ihnen verbracht. Und dann erfahre ich plötzlich vom Arzt, dass sie nur noch ein paar Wochen zu leben haben. Ich musste lernen, das zu verkraften.

Noch schlimmer würde ich es finden, wenn meine Kinder vor mir sterben würden. Hoffen wir mal, dass so etwas niemals passieren wird.



Hans Joachim Kaie

Geboren am: 16.06.1943
Geboren in: Hamburg-Eimsbüttel
Beruf: Schulleiter

Aufgezeichnet von Marvin Wehlen



Die behütete **Flucht**

Ich selbst habe den zweiten Weltkrieg kaum bewusst miterlebt. Allerdings hatte ich eine 16 Jahre ältere Schwester, die sehr stolz auf ihren kleinen Bruder war und sich zur Aufgabe machte, mein Wachsen und Gedeihen zu dokumentieren. Dabei entstand ein Tagebuch, das viel mehr über das dramatische Ende des zweiten Weltkrieges in Hamburg erzählt als über meine kleinkindliche Entwicklung. Aus diesem Tagebuch stammt mein Wissen über die ersten Jahre meines Lebens.

Ich wurde am 16. Juni 1943 in Hamburg-Eimsbüttel geboren. Einen Monat nach meiner Geburt startete die Operation „Gomorrha“ als Vergeltung der vorangegangenen Luftangriffe von Deutschland. Meine älteste Schwester, die zu diesem Zeitpunkt 19 Jahre alt war, wurde zum „Reichsarbeitsdienst“ (RAD) eingezogen. Meine 16-Jährige Schwester hatte mir zu verdanken, dass sie zuhause bleiben durfte, denn man akzeptierte, dass sie meiner schon etwas älteren

Mutter zur Seite stehen musste, um mich zu betreuen. Vielleicht hat sie mich deshalb auch besonders lieb gehabt, denn sie wollte auf keinen Fall von zuhause weg. In ihrem Tagebuch beschreibt sie viele Bombennächte. Jedes Heulen der Sirenen bedeutete für die Familien, sich in die eingerichteten Bunker zurückzuziehen und zu hoffen. Oft mussten sie bei ihrer Rückkehr das Schreckliche erleben: Ihre Wohnung war verwüstet, zerbombt oder verbrannt.

Weil es immer mehr Luftangriffe der Alliierten wurden, versuchte die politische Führung Hamburgs die Zivilbevölkerung in die umliegenden Gebiete zu evakuieren. Meine Mutter wollte mit uns nach Schleswig-Holstein, wo sie entfernte Verwandte hatte und hoffte, dort um Unterkunft bitten zu können. Auf dem Weg dorthin machte der Transporter in Bad Bramstedt eine Pause, um etwas Essen und Trinken zu organisieren. Ich schrie, da ich schon lange kein Fläschchen mehr bekommen hatte. Meine Mutter hatte ja keine



Collastraße (heute Spengelweg) aus Richtung Lappenbergsallee in Richtung Rellinger Straße, Juli 1943

Gelegenheit gehabt, meine Flasche zu wärmen. Eine Frau auf dem Bramstedter Marktplatz nahm sie mit in ihre Küche und bald konnte ich an meinem warmen Fläschchen nuckeln. Sie hatte bereits einige Verwandte in ihrem Haus aufgenommen und deshalb keinen Platz mehr in ihrer Wohnung. Nachbarn in ihrem Haus boten uns jedoch an, in ihrer Dachkammer zu wohnen. So hatte unsere Suche nach Schutz schon früh ein glückliches Ende gefunden.

In Bad Bramstedt versuchten wir trotz des Krieges ein sinnvolles und friedliches Leben zu führen. Mein Vater war in Hamburg geblieben, da er bei der Post beschäftigt war und bei der Evakuierung auch vorwiegend Kinder und Frauen geschützt werden sollten. Zum Ende des Krieges wurde auch mein Vater eingezogen, obwohl er noch schwere Schäden vom ersten Weltkrieg mit sich trug. Doch damals wurde alles an die Fronten entsandt, was noch geradeaus laufen konnte, von Kindern bis hin zu Kriegsveteranen aus

dem ersten Weltkrieg. Mein Vater kam zwar aus dem Krieg zurück, ist aber wenige Jahre später an den gesundheitlichen Folgen gestorben.

Im Tagebuch meiner Schwester kann man lesen, dass sie noch bis zum Ende des Krieges auf einen Sieg gehofft hatte. Die Niederlage der Deutschen konnte meine Schwester gar nicht fassen.

Ich selbst habe im Großen und Ganzen kaum etwas davon wahrgenommen. Ich bin meiner Mutter und meiner Schwester sehr dankbar, dass sie mich unter solchen schwierigen Umständen immer behütet und beschützt haben. Ohne sie wäre ich nicht, was ich heute bin.

Auszüge der Original-Tagebücher von Ruth Kaie (am Kriegsende 19 Jahre) und Hannelore Kaie (am Kriegsende 16 Jahre) 1943 - 1945

Das 1. Lebensjahr Hans-Joachims

Unser Hans-Joachim, der am 16.6.1943 das Licht der Welt erblickte, brachte viel Glück mit!

Seine ersten Wochen verbrachte er mit Schlafen und Essen. Doch sollte er dieses gleichmäßige Dahindösen nicht lange erleben. Er lebte kaum 5 Wochen und war noch sehr zart als er schon Ungeheures mit durchmachen mußte. Es waren die Katastrophentage des Julis 1943. Unsere schöne Stadt Hamburg war von den englischen Terrorbomben angegriffen worden und viele Menschen waren obdachlos. In unserer Wohnung war alles heil, doch fehlte uns das Wasser und Gas. Unter diesen Umständen war eine Ernährung für den Jungen unmöglich. Unser Vater verlangte das wir die Stadt verließen. Viele Lastwagen führen durch die Stadt und auch wir vertrauten uns einem solchen an. Der Fahrer des Wagens wohnte in Bad Bramstedt und wir mußten nun dort mit hin. Wir hatten vor, von dort mit der Kaltenkirchenerbahn weiter nach Holstein aber es kam ganz anders! In Bramstedt auf dem Marktplatz angekommen, wurden gleich Erfrischungen gereicht, die wir mit Dank annahmen. Unser Jochen schrie!

Am 29.6.44 erhielt unser Jochen sein 1. Paar Lederstiefel auf seine Punktkarte. Man stelle sich vor, für Größe 21 rote Lackstiefel bezahlt man heute RM 6,45 und dann läuft der kleine Mann ein paar Schritte und hat dann 2 dicke Nägel im Schuh. Wir waren ganz entsetzt. Das ist deutsche Wertarbeit.

den 30. Dezember 1944.

Morgen haben wir den letzten Tag im Jahr. Wieder stehen wir dann am Beginn eines neuen Jahres. Was wird es uns bringen? Viel hat sich in dem verfloßenen Jahr für uns ereignet und nicht immer war es gut für die Deutschen. Nun wollen wir hoffen, dass das Jahr 1945 ein glückhaftes und siegreiches für unser Land wird und uns den ersehnten Frieden bringt.

Ich glaube, dass mit diesen Aufzeichnungen alles, was wichtig in Jochens Leben ist, festgehalten wurde und hoffe für das kommende Jahr, dass unser Junge uns nur Freude bereite! Auf jeden Fall möge es uns den Frieden bringen damit der Junge nach fast 2 jährigem Erdenwandel dann auch einmal eine friedliche Welt erblickt. ---

Hamburg, den 26. April 1945

Wie ich eben sehe, ist heute genau ein Monat verstrichen seit meiner letzten Eintragung. Leider kann ich aber nicht viel Schönes berichten sondern kann eigentlich nur sagen, dass es von Monat zu Monat trauriger aussieht. Inzwischen sind von beiden feindlichen Seiten wieder die Offensiven im Gange. In Berlin sind schwere Kämpfe. Die Feinde setzen alles daran, die Reichshauptstadt zu erobern. Auch unmittelbar vor unserer Heimatstadt stehen die englischen und amerikanischen Panzer. Gibt es überhaupt noch viele deutsche Flecken, in denen noch kein Kampf tobt, wo noch keine Feindbesetzung ist? Ach, es ist ein Trauerspiel. Wofür nun all die Opfer, wenn doch alle umsonst war. Den Artilleriebeschuss auf Harburg, Wilhelmsburg und Blankenese können wir hören. Besonders in der Nacht grollt es böse. - So, sieht es militärisch im Augenblick aus. Doch ich will mich bei diesem traurigen Kapitel heute nicht lange aufhalten. Lieber will ich von unserem Jochen und der Familie berichten.

Durch die kriegrischen Ereignisse sind wir nun auch von unserem Vati abgeschnitten. Die

Hamburg, den 9. Mai 1945

Ja, und nun ist der Krieg in Europa beendet. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist so. Noch sind nicht viele Tage verstrichen, seit ich das letzte Mal zu diesem Büchlein griff, um das Zeitgeschehen, wie das Wachsen und Werden unseres Jochen festzuhalten. In dieser kurzen Zeit hat sich aber sehr, sehr viel ereignet. Die Geschehnisse überschlugen sich und nun hat Deutschland den Krieg verloren. Verloren --- man kann es noch gar nicht fassen, aber es ist so und wir müssen wohl lernen, diese bittere Tatsache zu begreifen und uns damit abzufinden. - Nach 6 Jahren härtesten Kampfes, nach Not und Entbehrung, nach entsetzlichen Bombennächten und grausemem Terror sind wir der ungeheuren Macht unserer Feinde unterlegen. Wir kämpften gegen eine ganze Welt und nun hat sie uns besiegt. Die deutsche Wehrmacht gibt es nicht mehr. Man hat sie besiegt und sie hat kapituliert - bedingungslos. ---

Wenn man den Gang der Ereignisse nicht nach der Reihe erzählt, so glaubt wohl kaum ein Mensch, der die grossen Siege unserer Armeen mit angehört und gesehen hat, was nun geschehen ist. Nachdem wir ganz Europa besaßen und weit, weit in Russland standen, ist es nun - nur durch ihre kolossale Übermacht - den Feinden doch gelungen uns Deutsche, mitten in unserem schönen Vaterland zu schlagen. - Es gibt wohl in Deutschland kaum ein Fleckchen Erde, das von diesem grausamen Krieg verschont geblieben wäre. Blühende, deutsche Städte sind in Trümmerhaufen verwandelt, Millionen deutscher Menschen mussten Haus und Heim verlassen; wahrscheinlich um nie wieder zurückzukehren. - Am 23. April begann der Kampf um Berlin - des Reiches Hauptstadt. Der Führer selbst leitete den Kampf und fiel. Damit wusste wohl jeder Deutsche, dass der sechsjährige Kampf vergebens war. Grossadmiral Dönitz übernahm die Staatsführung - aber er hatte nur noch die schwere Aufgabe, Deutschland aus dem Krieg in den Frieden zu bringen. -

Noch stand der Feind an Hamburgs Toren und was wäre wohl aus den Resten unserer Vaterstadt und seinen vielen, vielen Menschen geworden, wenn nicht Gauleiter Kaufmann so verantwortungsbewusst gewesen wäre und den schweren Schritt getan hätte, Hamburg kampfflos zu übergeben? Für uns war es wie eine Erleichterung, so traurig der Anblick der aus der Stadt abziehenden deutschen Truppen war. - Nun, sind die Engländer die Herren. Was sie mit uns im Sinn haben wissen wir noch nicht. Vorläufig geht das Leben weiter, aber das noch nicht alles so bleibt wissen wir auch. Zwei Tage hatten wir Ausgehverbot und nun dürfen wir uns in der Zeit von 6 Uhr früh bis abends 7 Uhr im Freien bewegen. So weit ist es gekommen. Noch wissen wir nicht, was die nächsten Wochen bringen. Hoffen wir, dass das Schicksal gnädig mit uns umgeht. Die Kriegsjahre waren schon schwer genug.

So steht es jätzt also in der Welt. Von den überragenden Leistungen unserer Soldaten kein Wort - nur Triumph darüber, dass sie uns am Boden haben. Ja, was wird nun? Diese Frage mügen sich aber gebroste die Leute vorlegen, die für dieses Weltenunglück die Verantwortung tragen. Die Menschen die sich anmassen über die ganze Menschheit so viel Elend zu bringen, die die ganze Welt aus den Fugen werfen, sie wollen sich nun auch bemühen wieder Ordnung in diese alte Welt zu bringen. Sollen sich grössere Köpfe Gedanken machen, wie sie aus Trümmerhaufen wieder Städte machen und Millionen Menschen in Lohn und Brot bringen. Wir können ja nicht hinter die hohe Politik schauen, aber wer für diesen Krieg die

Verantwortung trägt, der dürfte ja seines Lebens nicht wieder froh werden.

Wir wollten nun froh sein, wenn unsere Haupt-sorge von uns genommen würde - und die ist unser Vater. Unser Vati, der seit einiger Zeit in Saaz im Sudetengau war und auf den wir schon lange schmerzlich warten. Nachrichten können wir keine von ihm bekommen. Wir müssen nur hoffen, dass er sich nun - nachdem er wohl entlassen wird, denn der Krieg ist ja aus - auf den Weg macht. - In Deutschland gibt es wohl kaum eine Bahn die fährt. So sind wir denn in Gedanken auf dem langen Marsch, den unser Papi durch halb Deutschland zurückzulegen hat, um wieder zu seiner Familie zu stossen. Wir hoffen, dass es ihm in einigen Wochen gelingen wird, wieder bei uns zu sein. -

Sonst leben wir anderen ganz ruhig und friedlich. Wenn wir auch schon bald eine Woche keine Milch bekommen, so haben wir bisher doch trotz Feindbesetzung unsere übrigen Lebensmittel erhalten. Noch hat unsere Reichsmark auch ihren Wert noch nicht verloren, doch das ist wohl nur eine Frage von Tagen. Wie wir uns wohl überhaupt mit einer ganzen Reihe von Neuerungen vertraut machen müssen. - Z.B. können wir, wenn wir den Reichssender Hamburg hören, fast alle Sprachen unseres Kontinents hören - nur kann die deutsche Sprache - die nicht. Allein die Nachrichten spricht man Deutsch, da dies ja noch der Umgangston in der Hansestadt ist. Will man aber wissen was für welche Musik einem vorgejazzt wird - oder welchen grossen deutschen Meister wir den Genuss haben zu hören, so muss man sich schon bemühen, des Englischen mächtig zu sein. Ja, wir werden uns wohl noch an Manches gewöhnen.

Unser Jochen ist das einzige Glied dieser, unserer Familie, das von all diesen Ereignissen nicht berührt wird. Sein kleines Herz weiss von

Interview mit Hans Joachim Kaie

Was beeindruckt Sie im Tagebuch Ihrer Schwester besonders?

Man stellt sich Kriege immer fürchterlich und grausam vor. Auf der anderen Seite gibt es aber auch geregelte Tagesabläufe. Man ging zum Milchmann, kaufte Brot und versuchte, zu Weihnachten Geschenke zu besorgen oder einen Weihnachtsbaum zu bekommen. Es war 1944, kurz vor Kriegsende, Hamburg lag in Schutt und Asche, aber trotz alledem wollte man einen geregelten Tagesablauf beibehalten, um so in der Normalität zu bleiben.

Wie finden Sie die politische Wertung ihrer Schwester?

Durch die Propaganda der NSDAP ging man auch noch kurz vor Kriegsende davon aus, dass der Krieg gewonnen wird. Dabei könnte heute jeder politisch denkende Mensch erkennen, dass eine Niederlage nicht mehr zu umgehen war. Man sieht hier deutlich, wie eine 16-Jährige durch den ständigen Einfluss der Propaganda manipuliert werden konnte, und in welcher eine fürchterliche Trauer sie verfiel, als die Niederlage eintraf.

Haben die im Tagebuch erwähnten Ereignisse später noch mal eine Rolle für Sie gespielt?

Ja, in den 50er Jahren gab es heftige Debatten, die von meiner Generation geführt wurden, denn wir sind die Nachkriegs-Kinder. Wir haben die Älteren angeklagt und gefragt: Warum habt ihr keinen Widerstand geleistet? Meine beiden Schwestern waren inzwischen verheiratet und ihre beiden Männer waren im Russlandfeldzug gewesen. Mit denen habe ich mich sehr oft gestritten.

Worum ging es bei diesen Auseinandersetzungen am meisten?

Am meisten ging es um die Juden, also um den Holocaust. Ich habe viele Fragen gestellt und auch Vorwürfe gemacht. Meine Schwäger haben sich verteidigt und Hitler in Schutz genommen. Da brannte schon manchmal die Luft im Wohnzimmer. Es hat Jahre gedauert, bis sich das ein wenig beruhigte. Für meine Schwäger war irgendwann genug Zeit vergangen und sie konnten auch eigene Fehler einräumen. Und ich hatte inzwischen selbst Kinder und war nicht mehr ganz so verbohrt wie als Jugendlicher.

Eine Fahrradtour mit Hindernissen

Rückblick

Heute ist ein gewöhnlicher Morgen, wie jeder andere auch. Ich gehe unter die Dusche und mache mich fertig für die Schule. Meine Familie sitzt bereits am Frühstückstisch, ich setze mich zu ihnen und frühstücke in Ruhe. Auf dem Weg zur Schule erinnere ich mich plötzlich an meinen Traum von heute Nacht. Ich erinnere mich nur an ein paar Einzelheiten, allerdings weiß ich, dass ich von den Sommerferien vor drei Jahren träumte. Da war ich 13 Jahre alt. Ich und ein guter Schulfreund machten eine Fahrradtour durch Schleswig-Holstein. Wir fuhren mit unseren Fahrrädern von Jugendherberge zu Jugendherberge. Das war wie ein Traum, das erste Mal im Leben ohne jegliche Kontrolle durch unsere Eltern. Wir fühlten uns frei und ungebunden. Ich erinnere mich heute noch an dieses großartige Gefühl von Unabhängigkeit. Und: Wir hatten Blut geleckt, wir waren auf den Geschmack gekommen. Nur reizte uns nun Abenteuerlicheres als das langweilige Schleswig-Holstein. Ich bin in der Schule angekommen. Ich sitze im Englischunterricht. Ich überlege, ob es nicht möglich

wäre, in den kommenden Sommerferien eine Fahrradtour nach England zu machen. In der Pause spreche ich mit meinem Schulfreund über diese Idee. Wir fangen an, Pläne zu schmieden. Wie kommen wir am besten dort hin? Eine Unterkunft zu finden wäre kein Problem. Ich habe Bekannte durch einen vorjährigen Besuch mit meiner Cousine in London. Schon in einem Monat soll es losgehen.

Und so war unsere Reise

Wir fuhren im Zug bis nach Amsterdam. Die Fahrt dauerte zwar etwas lange, aber die Vorfreude lenkte uns ab. Dann schließlich, nach einer gefühlten Ewigkeit, sind wir in Holland angekommen. Amsterdam sah wundervoll aus. Wir schwangen uns auf unsere Fahrräder und fuhren immer an der holländischen und belgischen Küste entlang, um zur Fähre nach Ostende zu gelangen. Von dort gibt es die kürzeste und preiswerteste Überfahrt nach England. Als wir am Abend die Fähre erreichten, gingen wir gleich an Bord. Ich war so kaputt, dass ich mich gleich auf eine der harten Bänke im Speisesaal gelegt habe.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, sahen wir als erstes die berühmten weißen Kreidefelsen von Dover. Wir waren nur noch wenige Minuten von England entfernt. Mein Klassenkollege und ich waren so voller Vorfreude, dass wir gleich als erste von Bord gehen wollten. Endlich hatten wir unser Ziel England erreicht! Was für ein tolles Gefühl, das erste Mal in einem Land zu sein, in dem man nicht Deutsch spricht und in dem man ausprobieren konnte, ob das, was man im Unterricht gelernt hatte, auch verstanden wurde. Unsere Euphorie verwandelte sich dann jedoch ganz schnell in blankes Entsetzen. Was war das? Keine flache Ebene durch die man wie in Schleswig-Holstein bequem radeln konnte, nein, dort geht es nur bergauf und bergab. Das passte überhaupt nicht zu dem, was wir jetzt brauchten, denn wir waren übernachtigt und ziemlich kaputt. Das hatten wir uns ganz anders vorgestellt.

Und dann auch noch 120 km bis zu unserem Ziel London. Wir schwangen uns lustlos auf unsere Fahrräder und fuhren Richtung Hauptstadt. Da plötzlich spürte ich, dass das Fahren immer schwerer wurde und dass ich keine Luft mehr im Hinterreifen hatte. Ich wollte das Loch flicken, aber mein Freund war nach der durchwachten Nacht und dem anstrengenden Bergauf- und Bergabfahren so müde, dass er sich nicht um mich kümmerte und einfach weiterfuhr. Um ihn nicht zu verlieren, musste ich ihm folgen. Alle hundert Me-

ter sprang ich vom Fahrrad ab, jagte mit letzter Kraft neue Luft in den Hinterreifen und hechtete ihm hinterher. Unser Ziel, London noch bei Tag zu erreichen, haben wir allerdings nicht geschafft. Es war kurz vor Mitternacht und wir mochten so spät nicht zu unseren Bekannten fahren, um dort zu übernachten. So planten wir, im Wartesaal eines der großen Londoner Bahnhöfe zu nächtigen. Nichts da! Gerade als wir an der Waterloo Station eintrafen, wurden schwere eiserne Gitter vorgerollt und der Bahnhof abgeschlossen. Aber England ist ja berühmt wegen seiner vielen wunderschönen Parkanlagen. Also dorthin und sich auf eine Wiese legen. Doch auch hier war alles durch eiserne Gitter verrammelt. Das war uns jetzt egal; erst kletterte mein Freund über den Zaun, ich hievte Gepäck und Fahrräder nach oben und dann folgte ich ihm. Das Gefühl, wie wir am nächsten Vormittag nach langem Schlaf auf der Wiese im Hyde Park umringt von einer großen Menschenmenge aufwachten, das werde ich nie vergessen.

Gleich danach haben wir uns auf den Weg zu der Familie gemacht, die mir im Jahr zuvor angeboten hatten, wenn ich in London sei, bei ihnen übernachten zu dürfen. Wir verbrachten dort eine wundervolle Woche. Es war ein heißer, sonniger Juli. Keine Spur von englischem Regenwetter. Von morgens bis abends durchstreiften wir die Stadt, die so viel aufregender war als alles, was wir bisher kennengelernt hatten;



Reiseroute Sommer 1959

keine der weltberühmten Sehenswürdigkeiten wurde ausgelassen. Der Stress der Hinfahrt und die abenteuerliche erste Nacht waren längst vergessen. Noch lagen knapp fünf weitere Sommerferienwochen vor uns. Wir fuhren von London aus an die Südküste Englands und bestiegen dort die Fähre nach Dieppe in Frankreich. Der weitere Weg führte uns entlang der Seine bis nach Paris, über Luxemburg durch das Mo-

seltal zurück bis nach Köln. Von dort ging es mit dem Zug nach Hamburg. Trotz der Beschwerlichkeiten wurde mit dieser Reise eine „Abenteuerlust“ in mir geweckt, die noch viele Jahre angedauert hat. Es gab weitere Reisen mit dem Fahrrad, Reisen als Tramper und später nach der Schule Fahrten als Tellerwäscher an Bord eines Schiffes nach Afrika und Südamerika.



Kurt Heidelberg

Aufgezeichnet von Kim Carolina Berling

Geboren am: 23.03.1942
Geboren in: Hamburg-Eimsbüttel
Beruf: Polizeidirektor a.D. /
Ausbildungsleiter an der Fachhoch-
schule für öffentliche Verwaltung



Die Nacht der Sturmflut

Es war der 16. Februar 1962, die Nacht der Hamburger Sturmflut. Ich war gerade einmal zwanzig Jahre alt. Ich hatte schon eine Ausbildung bei der Polizei gemacht und gerade angefangen, mein Abitur nachzuholen. An diesem Tag hatte ich Bereitschaftsdienst. Es war schon den ganzen Tag sehr stürmisch und regnerisch. Bereits am Morgen wurde die Sturmflutwarnung verkündet, es hieß, dass eine sehr gefährliche Sturmflutlage zu erwarten sei. Wir wussten, dass es ein Hochwasser geben würde, das aus dem Nord-Westen kommen würde.

Es war sehr ungemütlich und man wollte am liebsten zuhause bleiben. Aber da ich Kommandobereitschaft hatte, befand ich mich mit anderen Kollegen in der Polizeiunterkunft Alsterdorf. Das Wetter verschlechterte sich und der Sturm wurde immer schlimmer. Es war schon ein heftiger Sturm, jedoch dachten wir uns nicht wirklich viel dabei. Doch dann klingelte das Telefon. Wir bekamen die Anweisung, sofort nach Wilhelmsburg zu fahren. Es war ungefähr 23 Uhr und bereits sehr dunkel. Wir zogen unsere Polizeiuniform an und darüber einen sehr langen, schweren Polizeimantel, wie er damals üblich war.

Wir beeilten uns natürlich und fuhren so schnell wie nur möglich. Damals hatten wir noch sehr alte Einsatzfahrzeuge. Man saß hinten auf dem großen Polizeiwagen mit seinem Team von meistens neun Polizisten. Die Fahrzeuge waren sehr niedrig gelegen, das wurde uns später zum Nachteil. Es waren Unmengen von Polizeiwagen unterwegs und ich weiß noch genau, wie holprig die Fahrt nach Wilhelmsburg war. Der schreckliche Sturm rüttelte den Wagen hin und her. Wir fuhren bis Stillhorn auf der A1 Richtung Hannover und bogen dann

bei der ersten Raststätte rechts in Richtung Wilhelmsburg ein. Zu unserem Entsetzen stand das Wasser dort schon über dem Boden, die Deiche waren gebrochen. Damals waren die Deiche in einem sehr schlecht gepflegten Zustand.

Nun hatten wir ein Problem. Mit unseren tief liegenden Fahrzeugen hatten wir kaum eine Chance, durch das hohe Wasser zu kommen. Aber es gab keinen anderen, schnellen Weg. So versuchten wir, durch das Wasser zu fahren. Schließlich kamen wir bis zum Krankenhaus „Groß Sand“ in Wilhelmsburg. Das Krankenhaus liegt auf einem Hügel, das war definitiv ein Vorteil. Dort blieben wir nun einige Zeit und horchten auf die Anweisungen und den Wetterbericht. Die Lage verschlimmerte sich. Es regnete sehr stark und der Orkan Vincinette bereitete mehr Schwierigkeiten, als wir erwartet hatten.

Unterhalb des Krankenhauses lag eine Kleingartenkolonie. Wir konnten sehen, wie das Wasser dort immer höher stieg. Aber wir wussten nicht, ob jemand dort war. Gegen ein Uhr kamen von dort die ersten Hilferufe. Wir bekamen die Anweisung, sofort zu handeln. Wir liefen also zu den Schrebergärten und die Hilferufe wurden immer lauter. In der Dunkelheit erkannten wir Menschen. Sie saßen auf den Dächern ihrer Schrebergärten, versuchten zu retten, was noch zu retten war und riefen verzweifelt um Hilfe. Der Großteil der Menschen war bloß mit einem Nachthemd bekleidet. Ich erinnere mich genau an diesen Moment, an meinen ersten Eindruck der Situation. Es war der Moment, in dem mir bewusst wurde, dass diese Nacht niemand so schnell vergessen würde. Wir sind durchs Wasser gewatet und haben Menschen von den Dächern geholt. Es waren hauptsächlich ältere Personen. Im Wasser fanden wir Seile,

die wir provisorisch nutzen konnten, um weitere Menschen zu retten. Wir selbst mussten uns auch selbst mit Tauen sichern, denn das Wasser hatte eine enorme Kraft. Ich entsinne mich, dass wir in jener Nacht noch weitere Utensilien fanden, die uns bei der Rettungsaktion halfen. Einige Personen konnten wir mit einer großen Zinkwanne retten, die in der Nähe der Gärten im Wasser trieb.

Mit großer Anstrengung verfrachteten wir alle Menschen, die wir retteten, zum Krankenhaus.

Das Wasser stieg immer höher, der Sturm trieb die Wellen auf, wir mussten schließlich ins Wasser gehen und richtig schwimmen, um die Menschen zu erreichen. Es zählte einzig und allein, dass wir Leben retten konnten. Und das taten wir.

Die ganze Nacht kämpften wir gegen die Flut. Am nächsten Morgen waren wir sehr erschöpft. Wir konnten nicht mehr und wurden schließlich vollkommen entkräftet in das Krankenhaus „Groß Sand“ auf dem Hügel gebracht. Wir alle waren durchweg unterkühlt und die Krankenschwestern befahlen uns, die nasse Kleidung abzulegen. Uns wurde erst einmal ein Schnaps eingeflößt, um wieder aufzutauen. Wir bekamen Wechselkleidung und legten uns hin. Ich war überaus froh, in einem Bett zu liegen. Ich fühlte mich schwach und absolut entkräftet und fiel sofort in einen Tiefschlaf.

Einige Tage später, als wir wieder zu Kräften gekommen waren, ging es für uns weiter. Wir bekamen den Auftrag, Menschen von der Plünderung in den Überflutungsgebieten abzuhalten. Per Hubschrauber wurden wir nach Kirchdorf gebracht. Ich sah Unmengen an Wasser. Wegen des Hochwassers konnten die Menschen nichts einkaufen, sie mussten also zusehen, wie sie zu Nahrung kamen. Klar, dass es da auch zu Plünderungen kommen konnte. Wir hatten den Auftrag, mit Schlauchbooten Streife durch die überfluteten Straßen zu fahren. Als es los ging, hatten wir die Anweisung (auch in der Presse veröffentlicht): „Auf Plünderer wird geschossen.“ Ich konnte es kaum glauben. Sollten wir Menschen er-



Überflutete Georg-Wilhelm-Straße, Hamburg Wilhelmsburg, 1962
schießen, die Hunger hatten und versuchten, ums Überleben zu kämpfen?

Nach einigen Stunden fuhren wir mit unserem Schlauchboot auf einen kleinen Supermarkt zu und entdeckten dort einen Mann. Wir befragten ihn, und er erklärte uns ängstlich, er wohne über dem Laden und seine Familie brauche etwas zu essen, sie hätten furchtbaren Hunger. Ich sah mich um, es war niemand sonst im Laden. Meine Kollegen und ich schauten uns an, wir waren etwas überfordert. Was tut man nun in einer solchen Situation?

Sollten wir von der Waffe Gebrauch machen? Aber wie hätte dieser Mann sonst an Nahrung gelangen sollen? Es gab nur diesen Weg.

Als Polizist liegt es häufig an dir, eigene Entscheidungen zu treffen. Man braucht die Fähigkeit, sich in einem bestimmten Moment für das Richtige zu entscheiden. Ich konnte dem Befehl nicht nachgehen, genauso wenig wie meine Kollegen. Wir kehrten dem Supermarkt den Rücken zu und machten uns wieder auf den Weg. Ich frage nun den Leser. Was hätten Sie getan?

Lebertran und Kippelkappel

Zu Beginn der Nachkriegszeit war ich ein kleiner Junge, dennoch wusste ich, was geschah. Ich wusste, dass die Umstände in vielerlei Hinsicht schlecht waren, und ich wusste auch, dass es nicht einfach war, nach dem Krieg an Nahrung zu kommen. Wir hatten Glück, dass meine Mutter nähen konnte. Sie tauschte ihre genähten Sachen im Alten Land bei den Bauern gegen Speck und Eier ein. Tauschgeschäfte waren damals üblich, um sich gegenseitig zu helfen. Aber in erster Linie dachte jedes Individuum an seine eigene Existenz, so wie es der Mensch gelernt hat. In so einer Zeit konnte man gar nicht anders handeln. Man musste zusehen, dass man lebensnotwendige Dinge ergatterte. Güterzüge, die mit Kohle durch die Stadt und auch durch Eimsbüttel fuhren, wurden geplündert. Wenn die Züge in Diebsteich anhielten, stürmten die Menschen die Waggons und versuchten Kohle zu erbeuten. Die konnte man als Heizmaterial verwenden oder

zum Tausch anbieten. Es ging ums Überleben. Ich war ein kleiner Junge und unterernährt. Wir alle waren es. Die Engländer hatten ihren Besatzungsstützpunkt bei „Beiersdorf“ in der Unnastraße, direkt bei uns in der Nähe. Die englischen Soldaten liefen in der Stadt herum und ich erinnere mich genau daran, wie ich einmal mit einem englischen Soldaten gesprochen habe. Ich, mit meinen jungen Jahren, ging auf den Engländer zu und fragte: „Have you chocolate for a little boy?“ Der Soldat war freundlich, schaute mich an und überreichte mir und den anderen Jungs „Schokacola“, eine sogenannte Überlebensbox. So eine Gabe war damals ein unglaubliches Glück für uns. Die Lebensumstände waren schrecklich, um uns herum lag alles in Trümmern und es herrschte eine enorme Wohnungsknappheit. Dabei hatte ich großes Glück, dass ich das alles erlebte. Ein paar Jahre zuvor, der Krieg hatte bereits begonnen, war ich erst drei Jahre alt. Eines Abends



Kreuzung Högenstraße / Steenwisch, 1955

hatte ich auf dem Fensterbrett gespielt. Ich schaute in den Innenhof und alberte herum. Plötzlich konnte ich mich nicht mehr halten und stürzte aus dem Fenster des dritten Stockwerks. Unter diesem Fenster befand sich ein kleiner Schacht, über dem die Bewohner unseres Hauses ihre Wäsche aufhängten. Als ich hinunterfiel, landete ich genau auf den Wäscheleinen. Ich lag einfach ruhig da und begriff gar nicht, was gerade mit mir passiert war. Sekunden später kam meine Mutter wie wild geworden heruntergerannt und fand mich unversehrt vor. Zur Vergewisserung brachte sie mich zu einem Arzt in der Nähe. Ich hatte keinerlei Verletzungen. Ein Wunder war geschehen. Mitten im Krieg. Ich geriet noch einmal in Lebensgefahr. Im Juli 1943 wurde unser Haus von den Engländern und Amerikanern zerbombt. Wir mussten das Haus so schnell wie möglich verlassen, es begann sofort zu brennen. Mein Vater holte mich und meine zwei Schwestern

aus der Wohnung und wir flüchteten in Richtung Apostelkirche, bevor ein weiterer Angriff folgte. Ich konnte den Rauch riechen und wollte so schnell wie möglich weg. Ich wusste in diesem Moment nicht genau, was geschah, aber ich wusste, dass es nichts Gutes war. Wir wurden schließlich in der Apostelkirche untergebracht, in der wir zwei Tage blieben. Diese Kirche hat deshalb eine ganz besondere Bedeutung für mich. Noch heute denke ich immer, wenn ich an ihr vorbeikomme, an diese zwei Tage. Schließlich fanden wir Unterkunft in der Wohnung meiner Tante. Sie wohnte zusammen mit meinem Onkel im Lastropsweg. Drei Jahre lang lebten wir zu siebt in dieser Wohnung. Wir hatten keine andere Wahl. 1946 zogen wir endlich in eine eigene Wohnung in der Rombergstraße. Die Wohnungen waren noch schlecht ausgestattet, es war kein Badezimmer vorhanden. Zum gründlichen Waschen musste man zur Hohen

Weide, dort befanden sich sogenannte Wannensäuerer. Eine der bösen Folgen des Krieges war die Mangelernährung, an der wir noch lange litten. Ich war bereits in der Schule und musste zwei bis dreimal in der Woche zum Pastorat gegenüber der Apostelkirche. Dort bekamen wir Schüler Lebertran, ein fettiges, öliges und dickflüssiges Getränk zur Stärkung und zum Aufbau unserer Körper. Es schmeckte schrecklich, aber wir Jungs machten uns einen Spaß daraus. Wir schlossen Wetten ab, wer die Flüssigkeit am längsten im Mund behalten konnte. Dennoch, der fürchterliche Geschmack von Lebertran gehört zu meinen schlimmsten Erfahrungen aus der Nachkriegszeit.

Die meiste Zeit meiner Jugend verbrachte ich auf der Straße. Wir waren immer draußen und spielten. Wir spielten viel. Wenn wir spielten, vergaßen wir alles Schreckliche.

Wir Jungs spielten natürlich Fußball. Jedoch nicht so, wie die Jungs es heute tun. Weil wir keinen Fußball hatten, holten wir uns kleine Bälle, die es bei Schu-Kay gab, und verwendeten sie als Fußbälle. Die Bälle waren so klein, dass man mit der Sohle im Sand hinterherhakte. Dabei lösten sich die Schuhsohlen von unseren Schuhen. Trotzdem liebten wir dieses Spiel. Unsere Mütter fanden das natürlich furchtbar.

Wir dachten uns aber auch viele eigene Spiele aus. Ich erinnere mich an „Messersteck“. Wir spielten es vor der Straße auf dem Sand. Für dieses Spiel brauchte man eine Feile oder ein Messer. Man machte einen Strich im Sand, um sein eigenes Feld und das geg-

nerische zu kennzeichnen. Ziel war es, das Feld des Anderen mit Hilfe von Strichen in dessen Feld zu ergattern. Wenn man Pech hatte, so hatte man am Ende des Spiels ein so kleines Feld, dass man nicht mehr stehen konnte und der andere Spieler gewann.

Ein weiteres Spiel hieß „Kippelkappel“. Man spitzte ein Stück Holz auf beiden Seiten an, baute eine längliche Rille in den Sand und steckte das Holzstück quer in die Rille. Nun hakte man unter das Holzstück, so dass es in die Luft flog. Der Andere hatte die Aufgabe, das Stück Holz zu fangen und zurück in die Rille zu werfen.

Natürlich haben wir auch mal Verstecken gespielt und später gab es auch Fahrräder, mit denen wir viel herumfahren. Alles in allem war die Nachkriegszeit eine Zeit der Kreativität und der Spontanität. Wir machten das, was uns Spaß machte. Wir hatten nicht viel zur Verfügung, oft gingen wir zu den Trümmern der Häuser und alberten herum. Es gab wenig, und unsere Aufgabe war es, viel daraus zu machen. Freunde waren zu dieser Zeit enorm wichtig, denn mit ihnen konnte man seine Freizeit verbringen, sich von der eigentlichen Situation ablenken und Spaß haben. Wir alle hatten viel Schreckliches erlebt und unsere Eltern hatten viele Sorgen, aber mit unserer Hingabe zur Kreativität meisterten wir diese Zeit. Deshalb war meine Kindheit und Jugend trotz aller widrigen Umstände eine sehr schöne Zeit, die ich nicht missen möchte.



Wilfried Germer

Geboren am: 01.01.1942
Geboren in: Hamburg-Eimsbüttel
Beruf: Schiffbauingenieur

Aufgezeichnet von Kira Cheyenne Bünjer



Meine Jugend in der Kirche

Mein Name ist Wilfried Germer. Ich bin am 1. Januar 1942 in Hamburg-Eimsbüttel geboren und lebe bis heute dort. Mein Vater, Paul Germer, war als Diakon an der Apostelkirche beschäftigt. Daher wurde ich im christlichen Glauben erzogen, wozu auch der Besuch des Gottesdienstes am sogenannten Sabbat-Tag, dem Sonntag gehörte.

So steht es im 4. Gebot. Es lautet: "Gedenke des Sabbat-Tages, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am 7. Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter...." (2.Mose/1-17).

Die Apostelkirche war vor dem Brand in der Nacht vom 25. auf den 26. September 1977 groß und imposant und viele Besucher fanden darin Platz. Ihr Turm überragte die Gebäude der Umgebung.

Wenn man vor der Kirche stand, fühlte man sich klein, aber in ihrem Inneren fühlte man sich geborgen und zuhause, denn die Kirche ist ja Gottes Haus, das wir Menschen ihm bauen, immer und immer wieder.

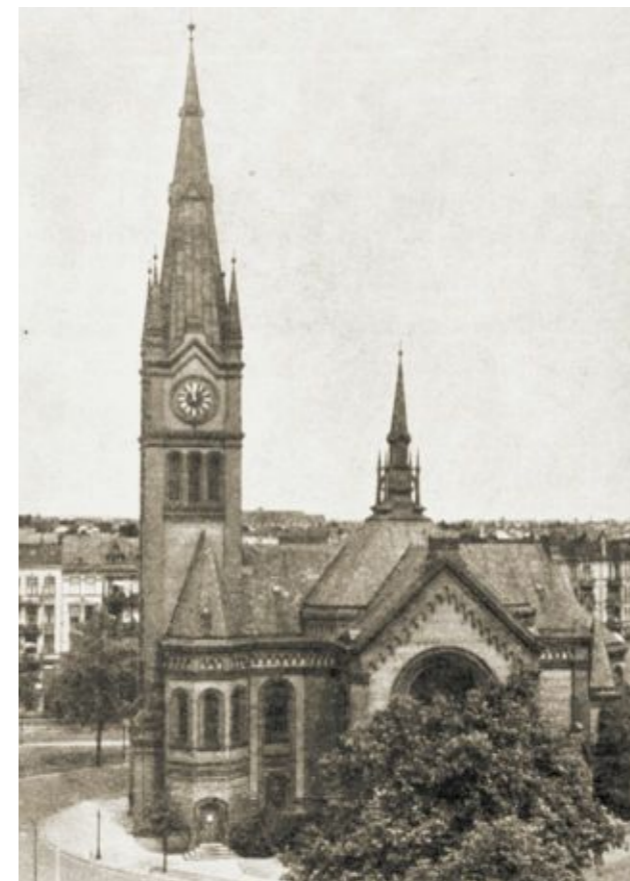
Der Altar war wie in vielen Kirchen hergerichtet. Auf ihm standen zwei Kerzenleuchter, dazwischen eine große Bibel, das heilige Buch der Christen und Blu-

men verzierten ihn. Auf dem Altarbild wurde der Gekreuzigte dargestellt. Über dem Altar befanden sich Abbildungen der zwölf Jünger und darüber die Orgel-Empore mit der wunderschön klingenden Orgel, deren Orgelprospekt mit hellem Holz eingefasst war und die vom Kirchraum mit einem Ziergitter abgetrennt war. Backsteine, die hölzerne Empore und die großen Kunstfenster dominierten den sonst schlichten Kirchraum.

Oft habe ich mit dem Kirchenchor von der Orgel-Empore gesungen oder Küsterdienst gemacht.

Mein Vater hatte viele Aufgaben in der Gemeinde, war aber besonders für die Jugendarbeit verantwortlich. Während des Nationalsozialismus war das sehr schwierig, denn die Hitler-Partei, die NSDAP, versuchte, ihm seine Arbeit so schwer wie möglich zu machen und die christliche Jugendarbeit zu verhindern.

Bis heute bin ich ein gläubiger Mensch, aber natürlich zweifle ich auch an meinem Glauben. Da bin ich auch nicht der einzige. Bei den schlimmen Dingen, die auf der ganzen Welt passieren, und die Gott eigentlich nicht zulassen dürfte, ist es kein Wunder, dass man ins Zweifeln kommt.



Apostelkirche Eimsbüttel vor dem Brand 1977

Doch Gott hat uns den freien Willen gegeben und damit auch die Selbstständigkeit zum Handeln.

Neben allen schlimmen Dingen geschehen auch immer wieder kleine Wunder, die man als göttliche Fügungen bezeichnen kann. Jeder, der einmal genau darüber nachdenkt, wird erkennen, dass er so etwas schon erlebt hat.

Meine Familie hat für mich z.B. im zweiten Weltkrieg so eine göttliche Fügung erlebt. Persönlich kann ich mich nicht daran erinnern, dafür war ich noch zu klein,

ich lernte gerade Laufen. Aber die Begebenheit wurde mir von unserer Mutter erzählt. 1943 war meine Mutter mit meinen drei Geschwistern und mir in die Ferien nach Dahme an der Ostsee gefahren. Es war mitten im Krieg und die Alliierten hatten schon viele deutsche Städte bombardiert. Ausgerechnet in dieser Zeit wurden die schrecklichen Luftangriffe unter dem Manövernamen „Gomorrha“ auf Hamburg geflogen. Unser Vater war zu Hause; er musste arbeiten. Für uns war das grauenhaft. Noch von Dahme aus konnte man den Feuerschein und die riesigen Rauchwolken sehen, die sich über der brennenden Stadt gebildet hatten.

Als die Ferien vorüber waren, konnten wir nicht in die zerbombte Stadt zurück. Nach Bremervörde wurden wir evakuiert. Wie das alles organisiert wurde und wie wir dorthin kamen, weiß ich nicht mehr. Wir waren bei einem Pastor untergekommen und lebten mit fünf Personen in einem Zimmer im Pastorat. Unser Vater hatte überlebt. Er kam, so oft er konnte, zu uns zu Besuch.

Das Kriegsende erlebten wir noch in Bremervörde. Nach Hamburg zurückgekehrt, konnten wir in unsere fast unversehrte Wohnung zurück.

Ich frage mich, ob und wie wir wohl die Bombenangriffe überstanden hätten, wenn wir zu jener Zeit in Hamburg gewesen wären. Hatten wir Glück, war es eine göttliche Fügung? Ich glaube es schon!

Nach dem Krieg hat mein Vater im zerbombten Eimsbüttel die christliche Jugendarbeit wieder aufgebaut. Die Jugendlichen nannten sich Jung Männer Bund Apostelkirche, kurz „JUMBA“.

Da ich in der Anfangszeit der Jüngste und Kleinste, eben der „Fipsigste“ war, hat mir mein Vater den Spitznamen „Fips“ verpasst. Bis heute werde ich so von der Familie sowie Freunden und Bekannten genannt. In den späteren Jahren wurden weitere Gruppen mit jüngeren Jungen und auch Mädchen gegründet, die sich „Zaunkönige“, „Kolibris“ und

„JUMKA“ (Jung Mädchen Kreis Apostelkirche) nannten. Da mein Vater häufig krank war, wurden die jungen Gruppen auch von älteren Jugendlichen geleitet. Auch mein ältester Bruder hat sich da sehr mit eingebracht.

Für die damalige Zeit wurde uns Kindern viel geboten. Radios gab es kaum, ganz zu schweigen von Fernsehen, Handy und Internet. So wurden spannende Geschichten vorgelesen, es wurden Spiele gespielt und Fahrradfahrten unternommen; und natürlich wurden auch Geschichten aus der Bibel erzählt.

In den Sommerferien fuhren wir für vierzehn Tage ins Zeltlager. 1948 nach Bothkamp bei Kiel und 1950 nach Dahme an der Ostsee, sonst immer nach Gudow. Dieser Ort ist heute durch die Autobahnraststätte an der A 24 Hamburg-Berlin bekannt.

Wenn man sich heute eine Fahrt in ein Ferienlager vorstellt, dann denkt man vermutlich an eine vergnügliche Fahrt in einem Bus, in dem jeder seinen eigenen Platz hat. Das war Ende der Vierziger Jahre nicht so! Da hockten wir in Ermangelung anderer Transportmittel auf der Ladefläche eines Lastwagens, was auch damals schon verboten war.

Bei geschlossener Plane mussten wir mucksmäuschenstill sein, damit uns die Polizei nicht entdeckt, denn dann wäre die Reise zu Ende gewesen. Das war für uns kleine Jungs Spannung pur!

Aus vielen Hamburger Gemeinden trafen sich dann bis zu 300 Jugendliche am Gudower See, der von einem großen Wald umgeben ist.

Bis zu 16 Jugendliche haben in einem Zelt übernachtet. Gummiböden, Luftmatratzen und solche Annehmlichkeiten gab es zu Anfang noch nicht; wir schliefen in Wolldecken auf Stroh. Jeder war für seinen Platz verantwortlich und musste ihn aufgeräumt und sauber halten. Darüber wachte der sogenannte

Zeltälteste. Am Morgen weckten uns die Jugendleiter mit dem Kanon „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang sei gelobet der Name des Herrn“. Dann wurde sich im See gewaschen oder schnell gebadet, denn nach dem Frühstück hatten sich die Jugendleiter viele Aktivitäten ausgedacht. Wanderungen in die Umgebung, zur damaligen Zonengrenze und durch das Hellbachtal nach Mölln, sportliche Wettkämpfe und Fußballturniere, Schwimmen im See, Schnitzeljagen, Lagerfeuer, Nachtwanderungen mit abschließender Gruselgeschichte auf dem Friedhof und vieles andere mehr standen auf dem Ferienplan. Und natürlich wurden auch Bibelstunden gehalten, wir waren ja schließlich eine christliche Gemeinschaft.

Für unser leibliches Wohl sorgten die „Kochmuttis“. Frauen der Jugendleiter und Mütter von Jugendlichen bereiteten für alle Kinder Frühstück, Mittagessen und Abendbrot zu. Da es keine Küche gab, wurde im Freien auf einer sogenannten Gulaschkanone gekocht, die gegen Sonne, Wind und Regen mit einer Zeltplane abgedeckt war. Die Lebensmittel wurden bei den umliegenden Bauern geordert, was schon eine logistische Herausforderung war, die aber stets gemeistert wurde. Zum Kartoffelschälen mussten wir Jugendlichen ran.

Am Sonntag ging es zum gemeinsamen Gottesdienst in die Gudower Kirche. Die 2 Wochen vergingen meist wie im Fluge. Ich möchte diese Erlebnisse, die sicherlich auch mein Leben mitgeprägt haben, nicht missen; es waren tolle Zeiten.

Mit der zunehmenden Mobilität der Menschen wurde das Seeufer parzelliert und die Zeltlager immer weiter in den Wald zurückgedrängt.

Wann das letzte Zeltlager stattfand, weiß ich nicht, es war nach meiner Schulzeit. Nachdem mein Vater die Jugendarbeit aus gesundheitlichen Gründen nicht



Apostelkirche Altarraum mit alter Orgel, 1963

mehr machen konnte, wurde sie von seinem Nachfolger weitergeführt.

Inzwischen waren wir konfirmiert und nannten uns „Junge Gemeinde“. Wir gingen in die Lehre, manche studierten sogar, was damals gar nicht so üblich war. Ich lernte auf der Schiffswerft Pohl & Jozwiak Schiff-

bau. Die Werft lag am Kohlschiffhafen in der Nähe der heutigen Köhlbrandbrücke. Die Werft existiert nicht mehr und der Hafen ist zugeschüttet. An den Abenden und den Wochenenden trafen wir uns aber weiter zu Gruppenabenden im Gemeindehaus und zu den Gottesdiensten am Sonntag in der Kirche, wo Gespräche und Diskussionen stattfanden und wo wir uns mit Freunden verabredeten.

Es bildete sich der „GEMKA“ (Gemischter Kreis Apostelkirche), dem jetzt Mädchen und Jungen angehörten. Auch mit dieser Gruppe ging es auf Reisen, die uns z.B. 1960 nach Berlin und 1961 sogar nach Paris führten. Es wurden Radtouren und Paddelfahrten unternommen; eine Band wurde gegründet und Tanzabende im Gemeindesaal veranstaltet. Wir studierten Theaterstücke ein und feierten Kostümfeste. Ja, es war schon was los in der Apostelkirche!

Und bei all dem gab es natürlich viele Gelegenheiten für Jungen und Mädchen, einander näher zu kommen. Aus Freundschaften wurden Beziehungen, und aus manchen Beziehungen wurden Verbindungen fürs Leben. Auch ich habe meine Frau Jutta in der Jungen Gemeinde der Apostelkirche kennengelernt und mich in sie verliebt.

Bis heute verbinden uns viele Gemeinsamkeiten, wie z.B. das Chorsingen, über welches wir wieder viele Freundschaften geschlossen haben.

Heute gehören wir der Gemeinde „Zum guten Hirten“ in Langenfelde an, sind aber immer noch mit vielen Freunden und Paaren aus unserer Zeit in der jungen Gemeinde Apostelkirche befreundet.

Ich kann sagen, dass ich einen großen Teil meines Lebens in christlicher Gemeinschaft verbracht habe, und dass ich für diese gemeinschaftlichen Erlebnisse und Erfahrungen sehr dankbar bin.



Jutta Germer

Geboren am: 19.09.1943
Geboren in: Hamburg-Eimsbüttel
Beruf: Bankkauffrau

Aufgezeichnet von Lena Klemke



Eine Luxuslaune der Natur

Es ist ein grauer Tag. Draußen weht der Wind und Wolken ziehen über den Himmel. In dem kleinen, gemütlichen Raum des Treffpunktes der „Linse“ in Langenfelde sitze ich Frau Jutta Germer gegenüber. Sie sieht aus wie eine nette Oma oder wie die etwas ältere Dame von nebenan. Ihre zierlichen Hände liegen ruhig in ihrem Schoß und ihre klaren Augen blicken mich sanft an. Man könnte den Eindruck bekommen, dass Frau Germer immer ein ruhiges Leben geführt, nichts Aufregendes erlebt hat. Doch der Schein trügt.

Mit ihren 70 Jahren hat Frau Germer eine lange, bewegte Zeit hinter sich. Als Tochter eines Geschäftsinhabers sammelte sie schon als Kind Erfahrungen im Verkaufswesen. Schon als kleines Mädchen ist sie zur Bank gegangen und hat Kontoauszüge geholt oder Geld eingezahlt. Sie half in dem kleinen Laden aus und freute sich über die vielen Menschen, die sie jeden Tag sah. „Ausgesucht schöne Sachen“ gab es da zu kaufen, erzählt sie mir. Selbst Menschen aus

Eidelstedt kamen zu dem kleinen Laden in der Osterstraße. Bereits damals wusste sie, dass sie später beruflich etwas mit Geld machen wollte. Und so fing sie mit 17 Jahren auch ihre Lehre als Bankkauffrau an.

Ich frage sie, ob das zu der Zeit nicht eher ein Beruf für Männer war. Sie nickt und sagt: „Es war ein begehrter Beruf. Doch ich wusste ja schon früh, was ich wollte.“

1950 wurde die sechsjährige Jutta in der Grundschule in der Lutterothstraße eingeschult. Die ersten vier Grundschuljahre waren wir 35 Schülerinnen und Schüler, eine gemischte Klasse. Dann - in der Mittelstufe - waren wir eine reine Mädchenklasse, und es gab Schichtunterricht. Morgens gingen die Jungen zur Schule und am Nachmittag die Mädchen, die nächste Woche war es dann anders herum.

„Wir haben geheime Zettelchen unter unseren Tischen versteckt“, vertraut sie mir an. Man könnte meinen, ein Hauch von Rosa würde sich über ihre Wangen



1971 Musikhalle (heutige Laeizhalle) am Johannes-Brahms-Platz, Altonaer Singakademie e.V., Dirigent: Engelhardt Barthe

ziehen, während sie mich schelmisch an guckt. Eines Tages ging ein Lehrer mit ihr und drei anderen Schülern zum Vorsingen des NDR-Kinderchores unter der Leitung von Erich Bender. Sie wurde aufgenommen und machte dort ihre ersten Chorerfahrungen. Später sang sie im Kirchenchor ihrer Gemeinde, doch da gefiel es ihr nicht besonders. Als sie 17 Jahre alt war, brachte sie ein Freund ihres Vaters auf die Idee, bei ihm im Chor der Altonaer Singakademie mitzusingen. Doch sie ging nicht alleine, sie brachte einen Freund aus dem Gemeindechor mit. Er war ein ausgezeichnete Tenor. Frau Germer bezeichnet seine Stimme als „eine Luxuslaune der Natur“. Wilfried war vom neuen Chor begeistert und so traten Jutta und Wilfried 1961 dem Chor bei und sangen dort auch anspruchsvolle Werke bis hin zu großen Oratorien.

1966 heiratet Jutta ihren Wilfried, den sie auch liebevoll „Fips“ nennt. Zu ihrer Hochzeit ist sie gerade mal 23 Jahre alt. Ohne Vorankündigung erscheinen zu diesem Anlass viele Chormitglieder und singen für

das junge Paar. Die beiden sind zu Tränen gerührt. „Es hatte etwas Magisches“, sagt Frau Germer, die sich wohl immer an diesen ganz besonderen Moment erinnern wird.

Der große Chor ist für die beiden so etwas wie eine große Familie, egal, wo sie sind. Auf einer Reise durch Namibia sehen sie an einem Musikgeschäft ein Schild, das für den Auftritt eines Chores aus Hamburg wirbt. Gleich fühlen sie sich auch diesen Sängern zugehörig, als wären es Verwandte. Dass das Singen Jutta und ihren Mann verbindet, sieht man auf den ersten Blick. Wenn Jutta Germer anfängt, von ihrem Chor zu sprechen, sprühen ihre Augen Funken. Selig lächelnd erzählt sie mir von einem Konzert 1991 mit den Dresdener Philharmonikern. Zu dieser Zeit bestand der Chor aus etwa 120 Leuten und dieser Auftritt war einer der ganz großen Höhepunkte in seiner Geschichte.

Jutta Germer war noch bis 2008 Chormitglied und blickt damit auf 48 Jahre Leben in einer großen Gemeinschaft zurück.



Horst Bohn

Geboren am: 08.12.1936
Geboren in: Hamburg-Eimsbüttel
Beruf: Ingenieur

Aufgezeichnet von Marvin Wehlen



Herr Bohn und seine Sommer-Reise in einer kalten Welt

Es begann an einem schönen Sommertag in Hamburg. Ich wurde zu einer Überseefahrt nach Chicago, USA, als zweiter Motoren-Ingenieur eingeteilt, jedoch war ich mir bis dato noch nicht im Klaren, in welche Probleme ich bald geraten sollte. Wir schrieben den November 1962. Zu dieser Zeit standen die Weltmächte USA und Russland in einem Machtkampf um Nuklearraketen, besser bekannt als der Kalte Krieg. Ich begann also diese Überseefahrt, es war mittlerweile meine sechste Überseefahrt in die USA. Ich hatte alle Fahrten bislang genossen, viele Erfahrungen gemacht und sie haben mir alle enormen Spaß bereitet. An Bord freute ich mich schon auf das Wiedersehen mit der Stadt Chicago, da sie mir persönlich sehr gefiel. Vor dem Ablegen des Schiffes im Hamburger Hafen verfolgte ich die angespannte Beziehung zwischen den USA und Russland im Radio

und fragte mich, wie lange dieser Aufrüstungskampf noch dauern würde und ob ich damit etwas zu tun haben könnte, wenn ich in die USA einreise. Wir ankerten im Lake Michigan kurz vor Chicago, da unsere Fracht nach Chicago eingeteilt war. Zur selben Zeit hatte Russland versucht, einige seiner Nuklearraketen nach Kuba zu schicken. Falls man im Geographieunterricht aufgepasst hat, weiß man, dass Kuba nicht weit entfernt von den USA ist. Von Kuba sind es nur 100 km bis zur US-amerikanischen Südküste, eine Nuklearrakete brauchte nur 30 Minuten, um dort einzuschlagen.

So begann die Kubakrise, der Höhepunkt des Kalten Krieges war erreicht. Ich hing wie ein kleines Kind an unserem Radio, das wir an Bord hatten, um immer auf dem Laufenden zu sein. Ich hatte Angst, dass ein richtiger Krieg ausbricht und ich mitten drinnen



Horst Bohn an der Reeling der Transpacific, Poseidon Reederei, 1962



Niagara, Grenze USA und Kanada, 1962

sein würde. Uns wurde gesagt, dass wir bei Ausbruch eines Krieges nicht mehr nach Deutschland zurückkehren könnten. Wir hätten auf dem Territorium der USA bleiben müssen. Dazu kam natürlich die Frage, ob wir einen atomaren Weltkrieg überhaupt überleben würden.

Die Kubakrise dauerte insgesamt 13 Tage, 13 Tage, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen und voller Angst und Hoffnung waren. Dann endlich, am 28. Oktober 1962, hörten wir über Radio, dass Russland seine Nuklearraketen von Kuba entfernen wird, um somit die Kriegsgefahr unter dem Druck der USA zu beseitigen. Ich und alle meine Besatzungsmitglieder waren glücklich darüber, dass diese Krise und der „Beinahe“-Krieg vorbei waren.

kultur agenten } für kreative schulen



Stiftung
Mercator

KULTURSTIFTUNG
DES
BUNDES

Ein Modellprogramm der gemeinnützigen Forum K&B GmbH, initiiert und gefördert durch die Kulturstiftung des Bundes und die Stiftung Mercator in Zusammenarbeit mit der Behörde für Schule und Berufsbildung. Kooperationspartner in Hamburg ist die conecco UG – Management städtischer Kultur.



Hamburg

conecco UG

Management städtischer Kultur



Stadtteilschule
Stellingen

Bilinguale Schule mit gymnasialer Oberstufe

 STIFTUNG
Hamburger
Wohnen